

## Sammelbesprechungen



### Visualität. Logik und Wirklichkeit des Visuellen: Vom Schreiben über Bilder

KORNELIA HAHN

- REGULA VALÉRIE BURRI: *Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder*. Bielefeld: transcript 2008, 330 S., kt., 23,80 €
- MARTINA HESSLER / DIETER MERSCH (Hrsg.): *Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft*. Bielefeld: transcript 2009, 274 S., br., 28,80 €
- BERND HÜPPAUF / PETER WEINGART (Hrsg.): *Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft*. Bielefeld: transcript 2009, 459 S., br., 32,80 €
- YORK KAUTT: *Image. Zur Genealogie eines Kommunikationscodes der Massenmedien*. Bielefeld: transcript 2008, 365 S., br., 29,80 €
- JÜRGEN RAAB: *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen*. Konstanz: UVK 2008, 397 S., br., 39,00 €
- FRANK STAHNISCH / HEIJKO BAUER (Hrsg.): *Bild und Gestalt. Wie formen Medienpraktiken das Wissen in Medizin und Humanwissenschaften?* Hamburg: LIT 2007, 302 S., gb., 34,90 €

In dieser durchwegs spannenden Reihe von Veröffentlichungen wird über „Bilder“ im wissenschaftlichen Kontext geschrieben. Dabei geht es um den erkenntnistheoretischen Zugang zu Bildern und ihrer Aussagekraft als Datenquelle, aber auch um den Stellenwert und die soziale Einbindung der alltäglichen und außeralltäglichen Praxis der Bilderzeugung. Alle diese Bereiche sind – scheinbar – durch die in den letzten beiden Jahrzehnten stattfindende „Digitalisierung“ der Bilderwelten besonders großen Veränderungen ausgesetzt, obwohl der als Kontrast zum „linguistic turn“ (Richard Rorty) später ausgerufene „pictorial turn“ (W. J. T. Mitchell) und „iconic turn“ (Gottfried Boehm) noch vor der Digitalisierung visueller Medien stattfand. Dennoch stellt sich auch die Frage, ob wir es jeweils mit „Wenden“ zu tun haben und wenn ja, was genau ändert sich. Sind die „turns“ wissenschaftliche Paradigmenwechsel oder „nur“ Moden in den Wissenschaftsfoki? Wann trat die „Wende“ ein? Die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften sind aus Sicht der Studien des Visuellen einerseits vornehmlich Text- und Sprachwissenschaft, die über einen langen Zeitraum eine „Bildvergessenheit“ auswiesen, andererseits betonten diese Studien aber auch die traditionelle Bedeutung von bildgebenden Analyse- und Darstellungsverfahren, jedoch insbesondere in den Naturwissenschaften. Nicht zuletzt ist es

überhaupt fraglich, ob es zwischen Bildern, Schrift oder Zahlen kategoriale Unterschiede gibt oder ob nicht – wie bei Georg Simmel – die gegensätzlichen Phänomene zum Visuellen im Hören und der Rede liegen anstatt in Schrift und Zahl. Längst ist diesem Sachverhalt auch bereits in dem proklamierten „diagrammatic turn“ Ausdruck verliehen, der sich nach Schmidt-Burkhardt zu einem „diagrammatischen Hype“ (in: Heßler / Mersch, 163) entwickelt hat. Eine einigende Basis der neuen Bildwissenschaften besteht wohl darin, dass Bilder wie auch Sprache, Schrift oder Zahlen als Repräsentationssysteme von Sinn interpretiert werden. Dabei ist innerhalb der Wissenschaften aber vor allem die Logik der Sprache ungleich weiter entwickelt als die Logik des Bildes, obwohl die Bedeutung des Bildes nicht nur zunimmt, sondern – wie es die Studien betonen – immer auch vorhanden war. Dies gilt vor allem für wissenschaftliche oder in der Alltagspraxis eingesetzte Visualisierungsverfahren, die natürlich keineswegs an digitale oder computerunterstützte Technologien geknüpft sind.

Der Bedeutung des Bildes wird nun insofern Rechnung getragen, als die Frage nach der Repräsentationsebene des Bildes zwischen wahrnehmenden Interpreten und visueller Medientechnik im Vordergrund steht. Darüber hinaus stellt sich mit den neuen visuellen Repräsentationen auch die Frage nach ihrem Stellenwert für die Konstruktion sozialer Wirklichkeit und noch vordringlicher die Frage nach angemessenen Methoden der Bildinterpretation. Bilder sind wie jede Art der Repräsentation deutungsabhängig, jedoch wird ihnen im kulturellen Prozess des Sehens der objektivere Charakter zugeschrieben. Gerade mit der digitalen Technik gibt es jedoch gleichzeitig eine Gegenbewegung: Bilder stehen nun auch unter „Simulationsverdacht“. Dies gilt zumindest für die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, während die Naturwissenschaften die digitalen „bildgebenden Verfahren“ vornehmlich als eine Erweiterung des visuell generierten Wissens erleben. Jenseits der Disziplingrenzen lässt sich auch fragen: Wer oder was „gibt“ das Bild? Was wird durch das Bild „gegeben“? Welche Bilder entstehen aufgrund der neuen visuellen Medien „im Kopf“? Die Monografien und Sammelbände vereinen eine Vielfalt an Herangehensweisen und Antworten auf diese Fragen. Ebenso setzen sie sich – auf breiter Literaturbasis – mit erkenntnistheoretischen und methodischen Aspekten auseinander.

Die hierzu expliziteste Schrift ist der von Martina Heßler und Dieter Mersch herausgegebene Sammelband „Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft“. Herausgeberin und Herausgeber fragen in einer dichten und gut strukturierten Einleitung nach der Möglichkeit der Interpretation von Bildern. Dies schließt drei Interpretationsebenen ein, nämlich die Ebene der „strukturbildlichen Wissenserzeugung“ oder „affirmativen Struktur der Evidenz“ (11): Was das Bild zeigt, ist wahr; die zweite Ebene ist dadurch markiert, dass sich die bildliche Wissenserzeugung und Bildlogik in die Darstellung selbst einschreibt (12) und schließlich bleibt zu beachten, wie durch die Bildtechnik Erkenntnisse hergestellt werden und die Bildästhetik mittels Sehkonventionen und Stiltraditionen Interpretationen beeinflusst. Es geht um die Sichtbarkeit und Sichtbarmachung des Denkens. Dabei gehen die Autorin und der Autor davon aus, dass Schrift, Bild und Zahl nicht strikt voneinander zu trennen sind, aber es bedeutungsvoll ist, „auf welche Weise sie (Bilder, K. H.) etwas zu erkennen geben“ (10). Generell wird die Struktur des Bilderwissens durch die „Ordnung des Zeigens ausbuchstabiert“ (10) und in der Transformation z. B. von Text zu Bild eine linear-zeitliche Struktur in eine räumliche Struktur überführt (41). Visuelle Medien erweisen sich damit gegenüber einem schriftlichen Text mehrdeutiger, inkorporieren aber auch eine mehrdimensionale Verdichtung des Wissens (41).

Auch Sybille Krämer geht in ihrem Beitrag „Operative Bildlichkeit. Von der ‚Grammatologie‘ zu einer ‚Diagrammatologie‘? Reflexionen über erkennendes ‚Sehen‘“ davon aus, dass Sprache und Bild keine Dichotomie darstellen, sondern vielmehr Pole eines jeweils spezifischen Mischungsverhältnisses – zwischen Sagen und Zeigen – markieren (95). Insofern stellt der „turn“ von der Grammatologie zur Diagrammatologie nur eine Erweiterung dar (98), da auch Schrift nur als Darstellungsform existiert und insofern von ihrer „operativen Bildlichkeit“ gesprochen werden kann. Einen Unterschied zwischen Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften arbeitet Astrit Schmidt-Burkhardt in ihrem Beitrag „Wissen als Bild. Zur diagrammatischen Kunstgeschichte“ heraus. Sie weist in Bezug auf die Funktion von visuellen Darstellungen darauf hin, dass historiografische Bilder (Diagramme, Schemata, Landkarten) Resultate eines Forschungsprozesses sind, wogegen die Naturwissenschaften Bilder zu Beginn des Forschungsprozesses einsetzen, um zu analysieren und Evidenz zu erhalten. Das historiografische Wissensbild erzeugt dagegen Sinneffekte durch das In-Beziehung-Setzen von Daten und Fakten und eröffnet einen kognitiven Denkraum, der konventionelle Vorstellungen von Wissensbildern zu sprengen vermag, da die lineare Ordnung aufgegeben wird (170). Wissen wird damit neu reflektiert (171). Dieser Gedanke gewinnt besondere Bedeutung im Kontext der Kritik an den neuen Bilderwelten, wie sie etwa von Baudrillard formuliert wurden und die Birgit Schneider in ihrem Beitrag „Wissenschaftsbilder zwischen digitaler Transformation und Manipulation. Einige Anmerkungen zur Diskussion des ‚digitalen Bildes‘“ aufgreift. Vor dem Hintergrund, dass Baudrillard digitalen Bildern fehlende Referenz und Weltbezug attestiert, ist ihre Frage nach charakteristischen Leistungsmerkmalen digitaler Bilder besonders spannend. Sie kommt zu dem Schluss, dass einerseits „kein Bild die Echtheitsfrage einlöst“, aber andererseits gerade beim digitalen Bild „Verweisungsketten“ (Bruno Latour) rekonstruiert werden können, da ihre Bildlogik auf einer Prozesshaftigkeit und mathematischen Objektivität liegt (198). Auch Gabriele Gramelsberger beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Die präzise elektronische Phantasie der Automatenhirne. Eine Analyse der Logik und Epistemik simulierter Weltbilder“ mit der „Verlagerung der Referenzketten in den Computer“ (222) – kommt aber zu einem anderen Ergebnis. Sie zeigt anhand einer zeichentheoretischen Analyse, dass „Referenzketten an der Nahtstelle zum Computer nicht ab(brechen), doch ihre Reversibilität ist aufgrund der Heuristiken des Modellierungsprozesses, des approximativen und dynamischen Charakters der Simulation nicht mehr eindeutig gegeben.“ (230) Dagegen will Jens Schröter in seinem Beitrag „Wirklichkeit ist überhaupt nur darzustellen, indem man sie konstruiert (Andreas Gursky)“ die Dichotomie zwischen Wirklichkeit und Manipulation unterlaufen. Mit einer historischen Untersuchung der Geschichte der Bildbearbeitung wendet er sich gegen die Referenzlosigkeit digitaler Bilder. Sie wird durch die Lektüre zweier medienästhetischer Arbeiten von Andreas Gursky ergänzt. Er kommt zu dem Schluss, dass die Unterscheidung digital/analog als Ontologie wenig fruchtbar ist, sondern die wissenschaftliche Bildanalyse an historischer und/oder teilnehmender Beobachtung einzelner Praktiken mit Bildern ansetzen muss (215).

Mit diesem Plädoyer lässt sich gut die empirische Arbeit von Regula Valerie Burri „Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder“ verbinden. Es geht der Autorin mit dieser Promotionsschrift darum, einen reflexiven Umgang mit Bildern zu fördern, aber auch zur Erweiterung des analytischen Instrumentariums in der Soziologie beizutragen (x), indem Praxis, Materialität und Visualität verbunden werden, um Bilder in ihrer epistemischen Mehrgestaltigkeit zu erfassen (6).

Das Praxisfeld ist die Magnetresonanztomographie (MR), ein digitales Visualisierungsverfahren, das seit den 1980er-Jahren vor allem in den Neurowissenschaften und der kardiovaskulären Forschung digitale Bilder von Körpern erzeugt und zu einem wesentlichen Diagnostikinstrument geworden ist. Hierzu hat die Autorin in verschiedenen Krankenhäusern in der Schweiz, Deutschland und den USA ethnografische Feldforschungen durchgeführt, um die Rolle der bildgebenden Verfahren in der medizinischen Forschungs- und klinischen Alltagspraxis zu untersuchen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Frage „wie Ärztinnen und Wissenschaftler die Bilder wahrnehmen, interpretieren und in ihrer alltäglichen Arbeit im Spital oder in der Forschungscommunity verwenden“ (ix). Die Autorin möchte dabei Bourdieus Praxistheorie zu einem methodischen Vorgehen erweitern, indem ein Schwerpunkt auf die Materialität und die Handlungsträgerschaft von Artefakten gelegt wird. Damit werden die Bilder als visuelle Repräsentationen innerhalb ihrer Verwendung in einem sozialen Kontext untersucht. Der Fokus verschiebt sich dabei vom Bild zu den sozialen Praktiken, die zur Produktion, Interpretation und Verwendung der Bilder führen (69) und erlaubt der nicht erst seit dem digitalen Zeitalter, sondern bereits im 19. Jahrhundert relevanten Frage nachzugehen, warum Bilder innerhalb der medizinischen Praxis ihre „Autorität“ (Burri) entfalten. Die Arbeit erhält ihren Stellenwert nicht nur dadurch, dass die Autorin an einem aktuellen Phänomenbereich Aspekten wie der „Objektivität des Sehens“ und der Erkenntnis von „Wahrheit“ nachgeht, sondern dass die Verschiebung des ärztlichen Blicks: vom Zuhören (der Patientinnen) zum Anschauen (von visuellen Repräsentationen) nachgezeichnet wird. Das Auge gewinnt nun die Vorherrschaft als diagnostisches Instrument. Dabei haben die im Folgenden entwickelten visuellen Repräsentationsformen das Sehen mehrfach revolutioniert. Nach Aussagen der ExpertInnen zeichnen sich die digitalen „Schnittbilder“ vom Körper dadurch aus, dass aus verschiedenen Einzelbildern mental ein neues Gesamtbild zusammengesetzt ist (19). Aber auch hier gilt: „Erkannt und gesehen kann demnach nur werden, was schon durch Vorwissen bekannt ist.“ (203) Vor allem wird die Bildproduktion aber als soziotechnische Praxis beschrieben, die wirtschaftliche, politische, institutionelle, gerätespezifische und epistemische Komponenten hat (179). In einer mikroskopischen Analyse des Settings der MR – so lässt sich der MR-Raum etwa als entorteter, transitorischer und instrumenteller Raum einerseits jedoch auch als „anthropologischer Ort“ mit kulturell geprägten Kontakten, lokalen Praktiken und Denktraditionen beschreiben (147) – kommt Burri zu dem Ergebnis, dass der Bilderglauben von Beglaubigungsstrategien begleitet ist, obwohl die Wissenschaftler und Ärztinnen durchaus auch eine reflexive Distanz zu den erzeugten Bildern und ihrer visuellen Überzeugungskraft haben. Nicht zuletzt dienen in der klinischen Praxis die Bilder aber auch zur „Qualitätssicherung, Begründung und Absicherung therapeutischer Entscheidungen“, und werden dazu benutzt, „um fachliche Kompetenz zu demonstrieren und symbolisches Kapital zu akkumulieren“ (266). Insgesamt liegt hiermit eine eindrucksvolle Studie zur sozialen Bedeutung bildgebender Verfahren am Beispiel des ärztlichen Blicks vor, die – am Rande bemerkt – die Besonderheit aufweist, dass im Text alle Zitate der Interviewpartnerinnen immer mit Namen und akademischen Titeln gekennzeichnet sind. Ist dies auch ein Beispiel einer „Beglaubigungsstrategie“ für ExpertInnengespräche?

Ebenfalls um den medizinischen Blick geht es in dem von Fank Stahnisch und Heijko Bauer herausgegebenen Band: „Bild und Gestalt. Wie formen Medienpraktiken das Wissen in Medizin und Humanwissenschaften?“ Die Autoren gehen davon aus, dass „Visualisierungspraktiken [...] (einen) entscheidenden

Anteil an der Genese des Wissens“ (6) haben und rekurren vor allem auf die „Perspektive der Gestaltwahrnehmung“ (19). Dies lässt sich an der Praxis der klinisch tätigen Ärzte nachzeichnen, die visuelle Darstellungen entlang einer Logik von „normaler“ körperlicher Erscheinung (Körperbild) oder deren „pathologischer“ Abweichung von der Norm interpretieren. Hiermit sind eine Vielzahl methodischer Probleme wie z. B. das der Abgrenzung zwischen „normal“ und „pathologisch“ und das der Interpretation der „richtigen“ Zeichen (und der „richtigen“ Interpretation) verbunden. Generell ist fraglich, was eine „Krankheit“ repräsentiert. Die Auswirkungen des innerhalb der Medizin in längerer Tradition als in den Geisteswissenschaften nachweislichen „iconic turn“ gehen dieser Frage facettenreich nach. Mit Markus Buschhaus' „Anmerkungen zum medizinischen Bilderhaushalt“ wird eine Untersuchung im Bereich der Wissenschaftsforschung vorgelegt, die es sich zum Ziel setzt, das „wissenschaftliche Bild“ in der Medizin in Abgrenzung zu unspezifizierten Bildern und einem unspezifischen Bildbegriff zu untersuchen. Er geht dabei davon aus, dass die medizinisch motivierte Bildgebung auf einem anatomischen Bildhaushalt basiert, „welcher sich sowohl auf systematischer als auch auf historischer Ebene als besonders vielschichtig erweist“ (60). Daraus ergibt sich, das Bild als „kulturelle Handlung“ (64) zu denken und als Ausgangspunkt der Analyse zu fragen, wo diese Handlungen mit und an Bildern stattfinden (66). Insofern ist ein wissenschaftliches oder medizinisches Bild eines, „welches im Namen der Wissenschaften oder der Medizin an einem von diesen privilegierten Ort als solches im Gebrauch ist.“ (67) Wissenschaftliche und medizinische Bilder sind aus dieser Perspektive nicht „künstlerischen Bildern“ entgegenzusetzen, da die intendierte Erkenntnispraxis zum Beispiel eine völlig andere Bildpraxis nach sich zieht. Nicht das Einzelbild ist wertvoll, sondern der „Plural der Bilder“: Es geht weniger „um die kontemplative Versenkung des Betrachters ins Bild als um eine konsumistische Versenkung der Bilder in den Betrachter“ (74).

In scheinbarem Kontrast dazu steht Max Ackermanns Beitrag zum Thema: „Hörende Medizin. Formen akustischer Medizin in bilderseligen Zeiten“. Der Autor will mit diesem Beitrag die These untermauern, dass die im Zeitverlauf immer stärkere Fokussierung auf das Sehen bei den medizinischen Untersuchungsmethoden die Fähigkeit zum Zuhören beeinträchtigt hat (212). Interessanterweise ist dies nicht nur den technologischen Verfahren der Bilderzeugung geschuldet, sondern im 16. Jahrhundert ist in einem schriftlichen Verhaltenskodex für Mediziner bereits nachzulesen, dass diese sich darauf beschränken sollten, immer nur das Nötigste zu sprechen (213). Und so wird die Frage aufgeworfen, ob „die akustische Interaktion zwischen Arzt und Patient im Kontext moderner, auch bildgebender Techniken ein Konglomerat aus Laiendiagnose und *Oral History*“ (214; Hervorh. im Original) ist und damit einem kulturellen Programm folgt, dass die Validierungs- und Beweisfunktion an visuelle Zeichen angebunden hat. Der Autor verfolgt jedoch keine Kritik der „visuellen Medizin“, sondern lenkt das Augenmerk auf die Bedeutung der alten und neuen Techniken der akustischen Diagnostik, vom Stethoskop über den Ultraschall, der Visualisierung unhörbarer Frequenzen, bis zu der sich entwickelnden neuen Richtung der Sonocytology, die Zellveränderungen „hörbar“ macht, bevor diese gesehen werden können und damit dazu verhilft, Krankheiten früher als bisher zu erkennen.

In dem Beitrag von Beate Schappach: „Aids-Bilder – Zur Bedeutung des Kaposi Sarkoms im Aids-Diskurs“ geht es um das polymorphe Erscheinungsbild von Aids, das keineswegs einheitlich die Erscheinung des Kaposi Sarkoms einschließt, jedoch in den 1980er-Jahren in der Literatur und im Film Aids dar-

stellbar gemacht hat; das damals neue Phänomen Aids ist für die Öffentlichkeit der medizinischen Laien sicht- und damit erkennbar geworden. Der Beitrag untersucht Darstellungsformen von Aids als „Bestandteile eines kulturellen Geflechts von Wissensbeständen und Sinngebungsverfahren“ (201) und kommt zu dem Schluss, dass die Repräsentationen des Kaposi Sarkoms in den populären Medien neben der Vermittlung des Phänomens überhaupt die Funktion erfüllte, die durch Aids ausgelöste kollektive Unsicherheit und Angst zu bewältigen, vor allem durch die Darstellung von Möglichkeiten der Akzeptanz der Krankheit und der Reintegration von Aidskranken in Gemeinschaften.

Während Bilder in diesem Zusammenhang in gewisser Weise aufgewertet werden, geht es in dem folgenden, von Bernd Hüppauf und Peter Weingart herausgegebenen Band: „Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft“ scheinbar um eine mit der Visualisierung von Wissen vorgenommene Abwertung. Werden Bilder „popularisiert“ oder werden „populäre“ Bilder verbreitet und somit in den Wissensbestand des Alltags überführt? Auf jeden Fall ergibt sich ein spannender Zusammenhang, der die „Innenwelt“ der Wissenschaft mit der „Außenwelt“ eines Laienpublikums durch vermittelnde Bilder verbindet, zumal dieser Zusammenhang auch in historischen Betrachtungen aus dem 19. und 20. Jahrhundert beleuchtet wird.

So weist Bernd Hüppauf in seinem Beitrag: „Der Frosch im wissenschaftlichen Bild“ nicht nur auf die erstaunlich vielfältige und langlebige Konstruktion des Bildes des Frosches hin, sondern auch darauf, dass anhand der Interpretation der Froschbilder Wissens- und Wissenschaftsgeschichte vollzogen werden kann: „Versteht man die Wissenschaftsbilder vom Frosch als epistemische Dinge, so ist nicht zu übersehen, dass sie ein vor-theoretisches Wissen in das System der experimentierenden Wissenschaften transportieren [...] Spuren eines für überwunden gehaltenen, konkreten Denkens erhalten sich unbemerkt.“ (155) Dies wird nachgezeichnet an den historischen Darstellungen von wissenschaftlichen Experimenten, die mit den Körpern von Fröschen durchgeführt wurden und die eine große Analogie zu den Methoden der Inquisition und Folter zwischen dem 12. und 19. Jahrhundert aufweisen. Der Frosch ist dabei offenbar als „Ding ohne Gefühle wahrgenommen [...] (worden) und war zugleich unsichtbar mit den Zeichen menschlicher Eigenschaften aus seiner mythischen Vergangenheit ausgestattet.“ (158). Erst im 20. Jahrhundert wandelt sich mit dem als Emblem der Umweltbewegung eingesetzten „Ökofrosch“ die Situation: der Ökofrosch tritt nun mit dem Anspruch wissenschaftlicher Autorität auf; er wird zum emotional besetzten Vorstellungsbild, das darüber hinaus durch „betonte Körperlichkeit das abstrakte Ideal des Erhaltens in der Natur visualisiert.“ (160)

In einem weiteren Beitrag, der vor dem Hintergrund der immer noch aktuellen Diskussion der authentischen Inszenierung von Personen in Verbreitungsmedien besonders interessant ist, untersucht Charlotte Bigg den „Wissenschaftler als öffentliche Persönlichkeit. Die Wissenschaft der Intimität im Nadar-Chevreul-Interview (1886)“. Der Beitrag zeichnet die Entstehungsgeschichte eines legendären, in der Zeitschrift *Le Courier Français* abgedruckten und bebilderten Interviews zwischen dem Chemiker Michel Eugène Chevreul mit dem Fotografen und Erfinder Nadar nach, das 1886 als Experiment mit dem Ziel stattgefunden hat, erstmals einen Wissenschaftler in der Presse „authentisch“ darzustellen (205). Das Experiment bestand darin, die zeitgenössische, populäre Idee unmittelbarer Sinneseindrücke mit technischen Mitteln, hier der Fotografie, festzuhalten und aus diesem Grund, den Wissenschaftler nicht in der damals üblichen Bildästhetik der Statusrepräsentation zu zeigen, sondern so, wie er „wirklich“ zur Interviewzeit aussieht. Es wurde aus diesem Grund eine

Fotoserie während des Interviews angefertigt, die Interviewer und Interviewten in einer informell inszenierten Interviewsituation zeigt. Die Fotoserie soll vor allem den Ablauf des Interviews als visuellen Zeichenstrom festhalten und nimmt damit die spätere kinematografische Idee des technisch bewegten Bildes vorweg. Darüber hinaus steht die Ästhetik des Interviews in deutlichem Kontrast zu Chevreuls Darstellung in anderen Medien, die ihn als Star der Wissenschaft eher unnahbar inszenierten.

Ein ebenfalls historischer Beitrag, der sich mit Visualität im medizinischen Bereich aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel heraus beschäftigt, ist Colin Milburns „Wissenschaft aus der Hölle: Jack the Ripper und die viktorianische Vivisektion“. „Jack the Ripper“ ist ein Serienmörder, der im Jahr 1888 in London fünf, möglicherweise auch bis zu zehn Frauen umgebracht hat. Während die Morde geschahen und noch im Anschluss erhielten Scotland Yard, die Londoener Polizei sowie andere Personen viele Briefe, die mit „Jack the Ripper“ unterzeichnet waren und anatomisch detaillierte Beschreibungen der an den Leichen tatsächlich vorfindbaren, tödlichen Schnittwunden enthielten. Diese Schnitte erhalten so eine besondere Bedeutung, da davon ausgegangen wird, dass anhand ihrer Interpretation der Mörder identifiziert werden kann. Die Ermittlung in den Mordfällen, in die auch eine größere Öffentlichkeit involviert ist, da die Briefe in Tageszeitungen abgedruckt werden, um Hinweise zur Identität des Täters über die Handschriftenanalyse zu erhalten, wird somit unversehens zu einer Vivisektion, einem Verfahren, das zu diesem Zeitpunkt äußerst kritisch betrachtet wurde. Indem nun zur Aufklärung der Mordfälle eine quasi rekonstruierte Vivisektion notwendig wurde bzw. die Vorstellung, den zerteilten Körper im Hinblick auf ein höheres Ziel zu „lesen“, offenbar an Schrecken verlor, ist in der Folge die Vivisektion auch in anderen Kontexten akzeptiert worden. Gleichzeitig legten die der Vivisektion zugewendeten Forscher jedoch auch Wert darauf nach außen zu kommunizieren, dass Jack the Ripper nicht dem Kreis der wissenschaftlichen Mediziner zugehörig sein kann. Insgesamt vereinigt dieser Band eine Vielzahl interdisziplinärer Beiträge zur sozialen Bedeutung von Wissenschaftsbildern, die durchweg aufschlussreiche Einsichten in Phänomenbereiche abseits der Wissenschaftskonventionen bieten.

Die folgende Arbeit von Jürgen Raab mit dem Titel „Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen“ beschäftigt sich dagegen mit einem bisher noch wenig erforschten Gebiet, nämlich mit der Soziologie und soziologischen Theorie der Bildinterpretation. Raab geht es um die Auslegung der Bilder und damit um einen hermeneutischen und wissenssoziologischen Zugang. Neben der theoretischen Fundierung – zum Beispiel der kritischen Auseinandersetzung mit Walter Benjamins These des Verlusts der Aura im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit von Kunstwerken oder einer Relativierung der These einer radikal wirklichkeitsverändernden Kraft der technischen Medien und ihrer Bilder – wird ein praktisches Verfahren der Bildhermeneutik entwickelt und anhand dreier unabhängiger, empirischer Fragestellungen angewendet, das die Analyse von Lesarten – in hermeneutischer Tradition – mit den Bildfolgen kombiniert. Das Ziel ist es, „Sehraster“ und „Schnittmuster“ sozialer Gruppen nachzuweisen, indem innerhalb dieser Gruppen produzierte Videos analysiert werden. Sinnwelten der Gruppen werden so anhand ihrer audiovisuellen Erzeugnisse untersucht. Die Interpretation der visuellen Ästhetik führt zur Identifizierung sozialer Organisationsformen und Sehgemeinschaften (204), da Sinnstrukturen der Gemeinschaft sich in den Videoproduktionen spiegeln (18). Dabei wird die Deutung der audiovisuellen Zeichen innerhalb der Sehgemeinschaften in der Art einer dokumentierten Beobachtung

der eigenen Deutung des Autors (auch wenn immer von „man“ und „es scheint“ die Rede ist) reflektiert. Ergänzt wird die Deutung durch die Erhebung umfangreichen Kontextwissens über die Produktion der Videos. Es geht im ersten der drei Fallbeispiele um Videos, die von den Mitgliedern eines Filmclubs gedreht und anschließend in einer Clubsitzung diskutiert wurden. Der Fokus der Diskussion dreht sich dabei um die Definition und Ästhetik der „natürlichen Wahrnehmung“ innerhalb der Clubgemeinschaft. Das zweite Beispiel ist ein Musikvideo, das der Hip Hop Szene zuzurechnen ist, an dem der Autor in einem Interview mit dem in dem Video dargestellten Rapper die gemeinschaftstypischen Werte der „Authentizität“ und „Credibility“ diskutiert. Der dritte empirische Zugang befasst sich mit professionell erstellten Hochzeitsvideos, wobei die Kontextualisierung durch die teilnehmende Beobachtung eines Hochzeitsfilmers beim Filmen, Schneiden und Nachbearbeiten des Materials sowie durch Interviews und den Besuch von Hochzeitsmessen hergestellt worden ist. Die jeweiligen Sehraster dieser unterschiedlichen Sehgemeinschaften können durch die Analyse in plausibler und nachvollziehbarer Form jeweils „auf den Punkt“ gebracht werden: die Hochzeitsvideos weisen eine Ästhetik der medialen Überhöhung des Ereignisses auf, bei dem es auf die Symbolisierung romantischer Gefühle und damit auf die Symbolisierung von etwas Irrationalem, nicht fixierbarem Individuellem und Unbegreiflichem ankommt (246); hierzu werden zum Beispiel verschiedene „Schnittprogramme“ verwendet, „die in ihrer Abfolge zunehmend komplexere Überblendvarianten offerieren“ (239). In den Hip-Hop-Videoclips wird Glaubwürdigkeit durch eine spezifische Bildfolge inszeniert, die sich dadurch auszeichnet, dass der „offenbar aus sich selbst entwickelnde und sich selbst zur Vollendung bringende Effekt des ‚Ineinanderübergens von allem‘ ein und derselben, durch den Hauptakteur verkörperten Mitte entspringt, um dann in der Kameraführung und vor allem in Gestalt der hellen Schnitte auf die Bilder und auf den Betrachter überzugreifen“ (290). Im Filmclub dagegen geht es um die Aushandlung und Kanonisierung ästhetischer Bildkompositionen; der Filmclub kann deshalb als soziale Organisationsform gelten, die eine bestimmte audiovisuelle Ordnung reklamiert und – indem sie ihre Akteure zu deren zirkulärer Aktualisierung und Reproduktion anhält – die Gemeinschaft nach innen verdichtet und zugleich nach außen abschließt (204).

Die empirischen Analysen verweisen damit in origineller Weise auf die ästhetischen Darstellungsstile und die geteilten Interpretation (audio)visueller Artefakte in „Gemeinschaften“ und führen zu wichtigen theoriebildenden Erkenntnissen wie der, dass die „Anpassung der Medien an die menschliche Wahrnehmung [...] (der) Anpassung der menschlichen Wahrnehmung an die Medien (folgt).“ (317) Der Autor schlussfolgert daraus, dass „das ‚mediale Sehen‘ sozial konstituiert (ist), doch es entwickelt, verfestigt und verändert sich in Abhängigkeit zu den Bedingungen, den Möglichkeiten und Veränderungen der technischen Artefakte.“ (317) Mit diesem hergestellten Zusammenhang stellen sich weitergehende Fragen, die nicht die Schlüssigkeit der hier vorgelegten Deutung der Videos tangieren, sondern zur weiteren Wissenssoziologie des Visuellen anregen, wie etwa: Welchen Darstellungsstilen folgen die Hochzeitsvideos der Mitglieder des Videoclubs, gruppenspezifischen oder situationsabhängigen Stilen?

In der letzten der hier besprochenen Untersuchungen geht es um Bilder ohne visuelle Zeichen. York Kautt legt mit seiner Dissertationsschrift „Image“ die „Genealogie eines Kommunikationscodes der Massenmedien“ vor. Hierin identifiziert Kautt die Zuschreibung eines „Images“ zu Personen, Objekten und Organisationen als Phänomen des 20. Jahrhunderts, das, eingebettet in eine

visuelle Kultur, ein Bild durch wertende Beschreibung erzeugt. Diese Konstruktion folgt der Logik Bildlichkeit, die auf verdichteten Zeichen aufbaut, sich jedoch nicht auf Schrift, Fotos oder Zahlen reduzieren lässt. Damit trägt das Image „einen spezifischen Sinn an das jeweilige Objekt als eine Beschreibung heran [...] die sich von anderen möglichen Beschreibungen unterscheidet“ (10). Die Arbeit basiert auf drei auch für sich genommen lesenswerten Teilen, deren erster Teil sich mit Theorien zum Phänomen des „Images“ beschäftigt und deren zweiter Teil die Geschichte der technischen Bildmedien – besonders die Fotografie des 19. Jahrhunderts – als Entwicklung von „Images“ nachzeichnet. Der Hauptteil besteht in einer empirischen Analyse der Entwicklung von „Image-Kommunikation“ in der Werbung. In der Verknüpfung der Frühgeschichte der Fotografie mit der Geschichte der bildbasierten Werbung zeigt sich nun die für Bildmedien herausgearbeitete Anreicherung mit Sprache als Folge der (Portrait-)Fotografie und deren massenmedialer Verbreitung. Dabei wird der spannende Versuch unternommen, einen systemtheoretischen Zugang mit einer empirischen Analyse zu verknüpfen. Diese stützt sich auf eine Vielzahl von – auch im Buch abgebildeten – Werbebildern überwiegend aus dem 20. Jahrhundert, die als Bereich des Systems der Massenmedien verstanden werden. Werbung und Werbebilder verkörpern beispielhaft eine Image-Kommunikation, die Eigenwerte der Werbeobjekte unter Bedingungen der Anonymisierung sozialer Redundanz innerhalb der Verbreitungsmedien konstruiert (165). Der Autor kommt mit dieser elaborierten Untersuchung zu der wichtigen Erkenntnis, dass die Bedeutung von Images nicht auf „oberflächenorientierte Motivlagen von Individuen“ (317) zurückzuführen ist, sondern mit dem Entstehen technischer Bildmedien sich kommunikative Problemlagen herausbilden, auf die durch die Konstruktion von „Images“ geantwortet wird.

Mit den Erkenntnissen der hier diskutierten Untersuchungen lassen sich sicher einige der eingangs gestellten Fragen an und in Bezug auf spezifische Wirklichkeitsausschnitte beantworten. An welcher soziologischen Wende stehen wir jedoch? Die besprochenen Bände zeugen einerseits davon, dass eine Stärkung des Einzugs visueller Zeichen bzw. „Daten“ – neben numerischen und textuellen – in der soziologischen Analyse notwendig und fruchtbar ist. Andererseits zeigt sich jedoch, dass etwa Schlagworte wie die „Digitalisierung“ nicht durch das Vorhandensein sog. digitaler Medien und besonders Bildern für die Soziologie bedeutsam werden, sondern erst in der Beantwortung der Frage, ob und wie soziale Beziehungen, soziale Strukturen oder die alltägliche Lebensführung „digitalisiert“ werden. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es noch Vorarbeit, durch die überhaupt erst bestimmt wird, was „digital“ im soziologischen Kontext bedeuten kann. Mit den vorliegenden Beiträgen werden zweifellos neue Türen aufgestoßen – wohin die soziologischen Wege zur Erforschung des Visuellen führen, steht, was durchaus als positives Argument gemeint ist, noch nicht fest.



## Die Moderne, die Medizin und ihre (neuen) Subjekte

WILLY VIEHÖVER,  
FABIAN KARSCH



- MATTHIAS KETTNER (Hrsg.), Wunscherfüllende Medizin. Ärztliche Behandlung im Dienst von Selbstverwirklichung und Lebensplanung. (Kultur der Medizin; Bd. 27), Frankfurt a. M.: Campus 2009, 338 S., br., 39,90 €
- SWEN KÖRNER, Dicke Kinder revisited. Zur Kommunikation juveniler Körperkrisen. Bielefeld: transcript 2008, 225 S., kt., 24,80 €
- JÖRG NIEWÖHNER / CHRISTOPH KEHL / STEFAN BECK (Hrsg.), Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaft. Bielefeld: transcript 2008, 245 S., br., 25,80 €
- CLAUDIA PETER, Dicke Kinder. Fallkonstruktionen zum sozialen Sinn der juvenilen Dickleibigkeit. Bern: Hans Huber 2006, 293 S., kt., 29,95 €
- NICOLAS PETHES / BIRGIT GRIESECKE / MARCUS KRAUSE / KATJA SABISCH (Hrsg.), Menschenversuche. Eine Anthologie 1750–2000. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, 779 S., kt., 22,00 €
- KATJA SABISCH, Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung. Bielefeld: transcript 2007, 245 S., br., 25,80 €
- PAULA-IRENE VILLA (Hrsg.), Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript 2008, 279 S., br., 28,80 €

In den Kultur- und Sozialwissenschaften ist aktuell ein besonderes Interesse an biopolitischen Zusammenhängen sowie körper- und medizinsoziologischen Fragestellungen zu beobachten. Durch die rasanten technischen Entwicklungen der Lebenswissenschaften und die damit in Zusammenhang stehenden ethischen Herausforderungen, besteht begründetes Interesse an der sich wandelnden Bedeutung von Gesundheit und Krankheit sowie dem Stellenwert der modernen (Bio-)Medizin als zentraler Bearbeitungsinstanz von gesunden und kranken Körpern. Die moderne Medizin befindet sich mithin in einem Transformationsprozess; dies gilt, wie der Medizinsoziologe Peter Conrad jüngst behauptete, nicht nur für deren medizinische Praktiken und Techniken sowie ihre Therapieangebote, sondern auch für die Antriebskräfte von Medikalierungsprozessen, das Verhältnis von Arzt und Patient, ja sogar für das Selbstverständnis und die Zielsetzungen der medizinischen Profession.

Die im Folgenden besprochenen insgesamt recht heterogenen Monografien und Sammelbände lassen sich in den Kontext der aktuellen Diskussionen über biopolitische Praktiken in der Moderne und das sich transformierende medizinische Feld einordnen. So fokussiert der von Jörg Niewöhner, Christoph Kehl und Stefan Beck herausgegebene Band „Wie geht Kultur unter die Haut?“ neue

gesellschaftliche Praktiken an den Schnittstellen von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaften, während Matthias Kettner, Herausgeber des Sammelbandes „Wunscherfüllende Medizin. Ärztliche Behandlung im Dienst von Selbstverwirklichung und Lebensplanung“, Beiträge versammelt, die aus unterschiedlichsten Perspektiven neue Erwartungshaltungen an die Medizin analysieren, welche die Medizin von einer primär Krankheiten heilenden, in eine wunscherfüllende Institution zu verwandeln scheinen. Beide Bände zeigen auf instruierende Weise, dass die Grenzen des medizinischen Feldes durchlässiger werden und das moderne Selbstverständnis der Medizin sich zumindest erweitern muss. Zwei weitere der hier besprochenen Bände repräsentieren, auf je eigene Weise, ein in vielen westlichen Gesellschaften aktuelles Thema: Adipositas. Während sich die Monografie „Dicke Kinder“ von Claudia Peter auf die Rekonstruktionen des sozialen Sinns juveniler Dickleibigkeit konzentriert, beleuchtet Swen Körner in „Dicke Kinder revisited“ aus systemtheoretischer Sicht Diskurse über die Ursachen und Folgen des Phänomens Übergewicht aus den differenten Perspektiven systemischer Beobachter. Das Buch „Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst“, das von Paul-Irene Villa herausgegeben wird, setzt mit dem Thema Schönheit einen nah verwandten, aber thematisch anders gewichteten Schwerpunkt. Die hier im Mittelpunkt stehenden „Manipulationen“ am menschlichen Körpers sind im Besonderen die (medizinischen) Praktiken der Schönheitschirurgie, deren massenmediale Inszenierung sowie deren „Infragestellung“ in der Literatur, der Performancekunst und in den Sozialwissenschaften selbst, zählt man die kritischen Diskursbeiträge der Autorinnen und Autoren des Bandes hinzu. Die These einer grundlegenden Veränderung des Medizinischen verlangt jedoch notwendig nach historischen Referenzpunkten. Diesbezüglich bietet die kommentierte Anthologie „Menschenversuche“ (herausgegeben von Nicolas Pethes, Birgit Griesecke, Marcus Krause und Katja Sabisch) zentrale historische Quellentexte und aufschlussreiche Kommentare. Dies gilt gleichermaßen auch für Katja Sabischs „Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung“, das Forschungsmaterial entfaltet, das ebenfalls zum historischen Vergleich mit aktuellen Entwicklungen im Feld der Medizin sowie den Forschungspraktiken der sogenannten Lebenswissenschaften einlädt.

Der Prozess der Modernisierung ist immer wieder als eine dynamische Entwicklung beschrieben worden, die durch Rationalisierung von Weltbildern und Praktiken angetrieben wird und auch aktuell immer wieder neue Rationalisierungspotentiale freisetzt. Es nimmt daher kaum Wunder, dass auch der menschliche Körper in den Sog von Rationalisierungsdynamiken geraten ist. Letztlich lässt sich schon Max Webers Protestantismus-Studie zumindest in Teilen als Analyse einer Rationalisierung des Umgangs mit dem eigenen Leib und die Askese als ein das personale Selbst prägendes Komplex von Praktiken lesen, angeleitet durch religiös motivierte Deutungen und Schriften. Die aktuellen Reformierungen des Körpers, um den Titel eines Buches der Körpersoziologen Mellor und Shilling (1997) zu paraphrasieren, speisen sich nicht selten aus diesem Rationalisierungspotential der kulturellen Moderne, das mit der Entstehung der modernen Wissenschaft auch systematisch Menschenversuche durchführt wie die Bücher von Sabisch und Pethes / Griesecke / Krause / Sabisch nuanciert illustrieren. Möchte man aktuelle Medikalisierungsdynamiken verstehen, ist eine Auseinandersetzung mit den biopolitischen Diskursen und Praktiken in der frühen Moderne unabdinglich. Katja Sabischs Monografie „Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung“ leistet hierzu einen wichtigen Beitrag. Mit ihrer gehaltvollen und

belesenen Studie stößt Sabisch in eine Lücke der Technik- und Wissenschaftsforschung, die – so die Autorin – im Zuge des *practical turns* den Menschen und damit auch die experimentellen Menschversuche weitgehend aus dem Blick verloren habe. Gegenstand der Studie ist das Objekt der Versuchsperson, die im Diskurs der Syphillidforschung als „Dingheit“ erscheint. Vor dem Hintergrund des *practical turns* der Wissenschaftsforschung stellt die Autorin die Frage nach dem Prozess der „Dingwerdung“ (14) der Versuchspersonen. Die Monografie, die als eine rekonstruktive historische Diskursanalyse angelegt ist, veranschaulicht materialreich die komplexen Arrangements in Medizin, Psychiatrie und Naturwissenschaften sowie die biopolitischen Machtwirkungen, die von diesen Figurationen ausgehen. Die Geschichte der Verenologie des 19. Jahrhunderts ist demnach untrennbar mit Menschenexperimenten verbunden (11). In diesem Handlungszusammenhang zeigt die Autorin auf, wie die Frau im Experiment und im medizinischen Diskurs als Gegenstand und „Versuchsding“ (23) hergestellt und ihr gleichzeitig die „Personhaftigkeit“ abgesprochen wird (ebd.). Die Wahrnehmung und Darstellung des weiblichen Körpers durch die Medizin verdeutlicht eindringlich die biopolitische Disziplinierungsmacht medizinischer Wissensregime, die in und durch die Forschungspraxis hervorgebracht wird. Diese Thematik wird in einem von der Autorin mit herausgegebenem Sammelband erneut aufgegriffen. Hier kommentieren Pethes / Griesecke / Krause / Sabisch circa 70 verschiedene, zum Teil höchst interessante Quellentexte, die (experimentelle) Menschversuche seit der Zeit der Aufklärung bis in die Gegenwart dokumentieren und kommentieren. Das entfaltete Panorama umfasst Texte aus Medizin, Psychologie, Pädagogik und Sozialwissenschaften. Es kommt den Herausgebern darauf an, die kulturhistorischen Dimensionen der „Menschenversuche“ bzw. Experimente am Menschen herauszuarbeiten, um deren Verbundenheit mit Gesellschaftsmodellen und deren jeweiligen Menschenbildern deutlich zu machen. Sie wählen dazu aus Gliederungsaspekten die Sektionen „Erfahrungen machen“, „Erziehen“, „Kontrollieren“, „Leben machen / Sterben lassen“, „Messen“, „Proklamieren und Protestieren“, „Schneiden und Heilen“ sowie „Vernichten“ und „Zusammenleben“. Die kurzen Quellentexte reichen von Charles Fourier bis zu Stanley Milgram oder von Sigmund Freud bis Burrhus Skinner. Die Zuordnung der Texte zu den Sektionen ist, wie die Herausgeber unterstreichen (29), heuristisch und im Grunde reversibel, wobei glücklicherweise jede Sektion von einer kommentierenden und interpretierenden Einleitung seitens (einer) der Autoren begleitet wird. Wie die Herausgeber versichern (22), ist es die Absicht der umfangreichen Anthologie, nicht nur die wissenschaftshistorischen Stationen des Menschenversuchs zu dokumentieren, sondern dem Nutzer auch deren kulturhistorische Bedeutung vor Augen zu führen, sei es nun hinsichtlich der „diskursiven Vermittlung“ der Menschenversuche, wobei der Rahmen weit über die Grenzen des medizinischen Feldes hinausweist, oder hinsichtlich ihrer „Implikationen für das Bild des Menschen und der Gesellschaft“ (22).

Die Versuche den Körper zu manipulieren oder zu optimieren, etwa in dem man ihn entsprechenden Disziplinarregimen unterwirft oder Techniken des Selbst institutionalisiert, die die Verantwortung für den eigenen Körper in die Hände der Individuen legen, sind inzwischen noch einmal deutlich stärker geworden, ebenso wie sich der Pool der biologischen und medizinischen Techniken erheblich vergrößert hat. Die diesbezüglichen Deutungen, Diskurse und Techniken sind das Thema von drei Werken, die sich verändernde soziale Wahrnehmungen des Körpers sowie die wissenschaftliche und die massenmediale, aber auch die familiäre und die alltagsweltliche Kommunikation unserer Körperbilder und den systematischen Umgang mit dem Leib zum Thema haben. Zwei Monografien, die

mit dem Topos „Dicke Kinder“ einen gemeinsamen thematischen Fokus auszuflaggen scheinen, könnten unterschiedlicher kaum sein, obwohl sich beide für die von der Weltgesundheitsorganisation WHO so genannte „Adipositasepidemie“ interessieren (Peter 12; Körner 10) und im Grunde auch die soziale Konstruiertheit des Phänomens unterstreichen (Peter 263; Körner 14). Claudia Peters anspruchsvolle rekonstruktive Analyse „Dicke Kinder, Fallkonstruktionen zum sozialen Sinn der juvenilen Dickleibigkeit“ ist, wie die Autorin sagt, die erste deutschsprachige Studie qualitativer Sozialforschung zu diesem Thema. Claudia Peters Blick auf die juvenile Dickleibigkeit ist eine spannende fallstudienbasierte Untersuchung über den Einfluss von Sozialität auf leibliche Vorgänge (15). Methodologisch macht Peter Anleihen, sowohl bei phänomenologischen Perspektiven auf den Leib (Husserl, Merleau-Ponty), als auch bei hermeneutischen Traditionen (Objektive Hermeneutik, familiengeschichtliches Gespräch; grounded theory). Der (eigene) Leib wird, für sich und andere, so Peter, in einer bestimmten Gestalt, etwa der des Dickseins, intersubjektiv erfahren (12). Was jedoch als „dick“ erfahren wird, kann, aus professioneller wie aus alltagsweltlicher Sicht, höchst verschieden sein. Peters Studie fragt zum einen, ob und inwiefern sowie nach Maßgabe welcher Relevanzkriterien Adipositas in lebensweltlicher Einstellung als ein altes oder neues Problem wahrgenommen wird. Die zweite Fragerichtung nimmt zum anderen eine therapeutische Erfahrung auf, wonach Adipositas ein Übergangphänomen der (Prä-) Adoleszenzphase darstellt (15). Peters Monografie, die neben einem umfangreichen Kapitel zu Design, Methodologie und Methoden (21–90), vier qualitative Fallstudien (91–257) und je ein abschließendes Kapitel zu Theoriebildung (259–269) und Methodenentwicklung (271–283) umfasst, stellt drei Erkenntnisinteressen in den Vordergrund: Erstens will sie einen Beitrag zur Leibvergessenheit der Soziologie (des Körpers) leisten, zweitens will sie zeigen, wie sich „soziale Strukturierungsprozesse auf der leiblichen Ebene methodisch erfassen lassen“ (15). Drittens soll die Studie „konkrete Antworten und Ergebnisse“ hinsichtlich der Frage ausweisen, was Dickleibigkeit von Adoleszenten als ein „soziales Phänomen“ impliziert. Bezüglich der Ergebnisse im Hinblick auf das letzte Erkenntnisinteresse wird zumindest der Anspruch erhoben, für die therapeutische und die ärztliche Praxis von Bedeutung sein zu können (16). Die vier Fallstudien im Mittelteil der Studie – in die die Rekonstruktion stabiler Deutungsmuster, die Analyse der Familiengeschichte sowie (familiäre und milieuspezifische) Interaktionsstrukturen kürzerer Dauer einfließen – jeweils unterbrochen durch Zwischenkapitel, die der sukzessiven Theorieentwicklung im Sinne der grounded theory dienen, sind bemüht, eine zuvor entwickelte Methode zu erproben, die auch körperlich-leibliche Vorgänge hinsichtlich ihres strukturierten Sinngehalts zu interpretieren in der Lage ist (körperliche Vorgänge werden hier als „Text“ verstanden). Die Ergebnisse der Fallstudien münden in ein theoriegenerierendes Kapitel, das zunächst erwartungsgemäß die Vermutung der Autorin bestätigt, dass neben positiven oder negativen Werten bzgl. Dickleibigkeit insbesondere das „Ausmaß und die Dominanz der (familiären) Vorerwartungen und Zuschreibungen“ Leiblichkeitsausprägungen von Adoleszenten strukturieren. Was jedoch die therapeutischen Erfahrungsmuster betrifft, nach denen juvenile Dickleibigkeit ein Übergangphänomen darstellt, so kommt Claudia Peter auf der Basis der Fallstudie zu dem Ergebnis, dass juvenile Adipositas nur dann Spontanheilungsdynamiken entwickeln kann, wenn dem keine negativen familiären Dauerkonflikte entgegenstehen. Krankheitswertig wird die juvenile Dickleibigkeit, so die These, dann, wenn wegen familiärer oder milieuspezifischer Probleme die „Geschlechts- und Körperidentität“ beeinflusst wird (261). Auch weist Peter den interessanten Fall aus, in dem unterschiedliche familiäre Vorer-

wartungen an die weibliche / männliche Adoleszenz trotz gleicher vorherrschender Leitwerte (Willensstärke, Standfestigkeit), zu anderen Bewertungen der Dickleibigkeit beim Adoleszenten und letztlich auch zu einer anderen körperlichen Gestalt führen können, je nachdem, ob Schlankheit als Ergebnis von Willensstärke oder aber Dickleibigkeit als Ausdruck familiärer Traditionen und Werte betrachtet und entsprechend mit positiven Werten besetzt wird (259–260). Dickleibigkeit muss also in der Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung (e.g. der Eltern) nicht notwendig mit Krankheitswerten negativ konnotiert werden, sie kann auch als ein positiver genuiner Leiblichkeitsentwurf aufgenommen bzw. an den Adoleszenten vermittelt werden, wohl mit dem Effekt, dass das Symptom dauerhaft bleibt – die Autorin vermutet, dass in solchen Fällen Therapiechancen als eher gering einzuschätzen sind (269). Der körpersoziologisch höchst interessante Beitrag der Studie besteht in einer typologisch verdichteten Differenzierung der familialen Deutungsmuster zur Dickleibigkeit sowie dem Vorschlag einer Typologie der Leiblichkeitsausprägungen (263ff.). Eine (vorläufige) Leibtypologie auf neue Weise mit einer differenzierten Deutungsmusteranalyse verbunden zu haben, darf als besonderes Verdienst der Studie angesehen werden, die darum bemüht ist, sozialwissenschaftliches Wissen auch für die therapeutische Praxis fruchtbar zu machen.

Eine ganz andere Motivation leitet die Studie von Swen Körner, „Dicke Kinder revisited. Zur Kommunikation juveniler Körperkrisen“ an. Die Konstruktion des gesellschaftlichen Problems juveniler Dickleibigkeit wird hier aus systemtheoretischer Perspektive angegangen. Adipositas, Bewegungsmangel und rückläufige Fitnesswerte von Jugendlichen sind hier kommunikative Platzhalter von Risikokommunikation und Chiffren einer drohenden gesellschaftlichen Krise. Wie in systemtheoretisch instruierten Analysen üblich, ist es ein zentrales Anliegen des Autors zu irritieren. Es geht der Studie, so Körner (15), nicht darum dickleibige Kinder zu beobachten oder wie etwa bei Peter Sinnzuschreibungen von verkörperten Individuen (Adoleszenten) zu rekonstruieren, „sondern darum, exemplarisch Beobachter (wie Wissenschaft, Erziehung, Massenmedien, Politik) dabei zu beobachten, wie, und das heißt: entlang welcher Unterscheidungen sie Kinder bzw. Ergebnisse der Beobachtung von Kindern beobachten, was sie dabei im Rahmen systemintern zulässiger Möglichkeiten sehen, und gleichzeitig nicht sehen (können).“ (15) Auch hier geht es gewissermaßen um sozialen Sinn, aber nun sind es nicht die sozialen Konstrukte und Sinnzuschreibungen von Menschen in Interaktionen etc., sondern die systemspezifischen Kommunikationen und (Selbst-)Beschreibungsroutinen – nebst der jeweiligen blinden Flecken – von Sportwissenschaft, Pädagogik, Politik und Massenmedien (15). Körners Studie beobachtet gut Luhmannianisch wie gesellschaftliche Subsysteme durch die Thematisierung juveniler Dickleibigkeit Krisenkommunikation betreiben. Es sind also nicht die realen oder vermeintlichen Körperdefizite von Menschen aus Fleisch und Blut, möchte man sagen, sondern die systemische oder gesellschaftliche „Rede“ über diese körperlichen Defizite (17). Wie nun möchte Körner die üblichen Routinen der Deutung juveniler Dickleibigkeit irritieren bzw. durcheinanderbringen (19)? Der an die Sprachgepflogenheiten *Luhmannscher* Prägung nicht gewöhnte Leser wird zunächst einmal durch ein umfangreiches Theoriekapitel systemtheoretisch fit gemacht, er lernt dann, wie soziale Systeme nach Maßgabe interner Strukturen operieren und juvenile Dickleibigkeit auf unterschiedliche Weise zum Gegenstand gesellschaftlicher Krisenkommunikation machen. Hier lernt man dann auch, dass sowohl (dicke) Körper als auch psychische Systeme sich in der „außergesellschaftlichen“ (95) Umwelt sozialer Systeme befinden, denn diese prozessieren

nur sinnhafte Kommunikation – das mag manchen Leser in der Tat irritieren. Wie Körner bereits im einleitenden Kapitel zur Problemstellung formuliert, liegt ein zentrales „Irritationskalkül“ nun darin, zu zeigen, dass die „Realität juveniler Körperdefizite“ gerade dort, wo sie „höchste Evidenz und Eindeutigkeit“ versprechen, über ihre Konstruiertheit Aufschluss geben. Das Geheimnis der kommunikativen Karriere des sozialen Problems juveniler Dickleibigkeit liegt in der Konstruktion von Gewissheit durch die Sichtbarmachung dickleibiger juveniler Körper, das Arrangement empirisch generalisierbarer Daten und die Postulierung plausibler Schlüsse begründet (19). Auch hier gilt wiederum das systemtheoretische Diktum, dass systemische Beobachter (Pädagogik, Politik, Massenmedien, Sportwissenschaften etc.) abhängig von der Wahl ihrer Unterscheidungen zu unterschiedlichen Realitäten gelangen (94). Wenn Referenzen auf die außergesellschaftliche Realität (dickleibiger) Körper nur mittels Kommunikationen möglich sind, so ahnt der Leser auch, warum insbesondere die massenmediale Kommunikation über Adipositas eine nicht unwesentliche Rolle bei der Generierung von fortlaufender gesellschaftlicher Kommunikation über unfitte Körper spielt (e.g. 102). Der geneigte Leser lernt im Verlaufe des zentralen Kapitels über die Kommunikation über juvenile Körperkrisen durch Übergewicht und Fitnessmangel nicht nur, wie im Rahmen systemischer Kommunikation von Daten (113ff.), oder über Körper(bilder) (100ff.) und durch die Konstruktion von Zusammenhängen (142ff.) Gewissheiten konstruiert werden. Lässt er sich auf die systemtheoretische Beobachterperspektive ein, so werden ihm eine Reihe von diskussionswürdigen Gründen geboten, warum etwa die von Sportwissenschaft und Sportpädagogik aufgelegten Fitnessprogramme nicht selten in den psychischen Systemen der (vermeintlichen) Adressaten aber auch an den Körpern nicht die gewünschten Wirkungen erzielen. Keine praktischen Regieanweisungen an die Medizin, die Therapie, die Politik oder die Pädagogik (wie bei Claudia Peter zumindest angedacht) darf man von diesem Buch erwarten, sondern eher eine Anleitung zum Nachdenken über die Unwahrscheinlichkeit gelingender körperpolitischer Fitnessprogramme. In diesem Sinne erwartet den Leser auch ein beinahe ironisches Schlusskapitel, dass Nutzenkommunikation für verzichtbar erklärt, weil eben aus systemtheoretischer Sicht es „dem Beobachter überantwortet ist, ob und inwieweit [er] sich von einem Reflexionsstil irritieren [lässt], dem weniger die dicken und unfitten Kinder am Herzen liegen, als vielmehr die Kommunikation darüber.“ (197)

Mit der gesellschaftlichen Disziplinierung von Obesität, die sich nach Meinung der Autorin in den USA bis zum kollektiven Fett-Hass gesteigert hat, beschäftigt sich, erneut mit anderem Anliegen und aus anderer sozialwissenschaftlicher Perspektive, auch Kathryn Pauly Morgans „Foucault, Hässliche Entlein und Techno-Schwäne – Fett-Hass, Schlankheitsoperationen und biomedikalisierte Schönheitsideale“, ein Beitrag über die biopolitischen Mechanismen von „Schlankheitsoperationen“ (u. a. durch Magenverkleinerung) in dem von Paula Irene Villa herausgegebenen Band „Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst“ (143ff.). Schon der einleitende Beitrag Paula Irene Villas verdeutlicht, worum es dem Band insgesamt geht (7–19). Er will zeigen, welche sozialen Prozesse und Praktiken der Normierung (und Normalisierung) am Werke sind und die (alltägliche) Arbeit am (schönen) Körper anleiten. Die Texte des Bandes umkreisen im Wesentlichen, wenn auch nicht ausschließlich (Ulrich untersucht somatische Selbsttechniken in der Kinderwunschbehandlung und diesbezüglich in den Alltag eindringendes biomedizinisches Körperwissen), schönheitschirurgische Praktiken, wobei den Beiträgen gemeinsam ist, dass sie Körper-Selbste (8), bzw. die sozialen Techniken der Formierung verkörperter

Individuen untersuchen. Es geht den Autoren dabei nicht, oder nicht explizit, um die bioethischen Implikationen der (schönheitschirurgischen) Praktiken der Gestaltung des (weiblichen) Körpers, obgleich die Autorinnen und Autoren ihr implizites Ethos selten verbergen können / wollen. Gegenstand sind vielmehr diskursiv organisierte alltagsrelevante normierende Konstitutionen des verkörperten Selbst (so die Beiträge von Degele, Ullrich und Villa), seine massenmediale Thematisierung und Inszenierung (darüber informieren zentral die Texte von Morgan, Seier / Surma, Strick) oder aber die subversiv gemeinten Inszenierungen des schönen Körpers in der Kunst (dazu die Beiträge von Brunner und Fleig). Hinzu kommen der Beitrag von Davis (41ff.), die nach einem kurzen Streifzug durch die Geschichte der Schönheitschirurgie am Beispiel Michael Jacksons die ambivalenten Implikationen einer ethnisch motivierten ästhetischen Chirurgie untersucht sowie Meilis Analyse einiger dominierender Legitimationstrategien ästhetischer Chirurgen, die die Autorin rekonstruiert, systematisch vergleicht und kritisch beurteilt (133–136). Schon die Verwendung der Begrifflichkeit „Techniken des Selbst“ im Untertitel des Bandes indiziert, dass Michel Foucaults Diskurs- und Gouvernementalitäts-Vokabularium hier strukturierende Funktionen übernimmt. In der Tat arbeiten eine Reihe von Beiträgen, *Foucault* dem Leser dabei explizierend und interpretierend, diese theoretische Perspektive genauer aus. Dies gilt insbesondere für die Artikel von Maasen, die sich auf die biopolitischen und gouvernementalitätstheoretischen Beiträge Foucaults bezieht (99ff.), Morgans disziplinar- und machttheoretische Studie über die „Gewichts-Polizei“ (150) und Villas den Fokus des Bandes prägnant verdichtende Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart (245ff.). Man kann die insgesamt aufschlussreichen Beiträge des Bandes, wie die Herausgeberin mehrfach betont (e.g. 16; 245ff.), vor einer modernisierungstheoretischen Interpretationsfolie lesen, wobei die Arbeit am eigenen Körper nicht nur Autonomiepotentiale freisetzt, sondern den verkörperten Subjekten auch neue Pflichten und Verantwortlichkeiten auflastet, in dem es sie gleichsam kategorisch auffordert, sich nun (auch) des eigenen Körpers zu bedienen, so prägnant der Titel des abschließenden Beitrages von Paula Irene Villa (245).

Die Herausgeber Jörg Niewöhner, Christoph Kehl und Stefan Beck versammeln in ihrer als Tagungsdokumentation angelegten Publikation „Wie geht Kultur unter die Haut?“ internationale Vertreter der Wissenschaftsforschung, der Medizin und der Sozialanthropologie, die in ihren Beiträgen „emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaften“ (so der Untertitel des Bandes) thematisieren. In interdisziplinärer Perspektive wird versucht, die komplexen Beziehungen zwischen „Materialität und Sozialität“ (20) in den Blick zu nehmen. Konkret bedeutet dies, dass recht unterschiedliche Phänomene an der Grenze von (innerer) Natur und Kultur, wie etwa Fragstellungen der Neurowissenschaften (Young), die Alzheimer-Erkrankung (Lock; Kehl) oder sozio-kulturell geprägte Körper- und Krankheitskonzepte (Niewöhner; Kliems) in empirischen und theoretischen Analysen untersucht werden. Dass es sich dabei häufig um ein Wechselspiel aus wissenschaftlicher Praxis, sozialen Repräsentationen und materieller Verkörperung handelt, machen die Herausgeber in ihrem Beitrag „Wie geht Kultur unter die Haut – und wie kann man diese beobachtbar machen?“ deutlich. Die Molekularisierung der Medizin etwa, habe – so stellen die Autoren fest – neue Fragen der Beziehung zwischen „molekularer und sozialer Ebene“ (13) aufgeworfen, die erst im Dialog von Natur- und Sozialwissenschaften beantwortet werden könnten. Die in dem thematisch recht heterogenen Band versammelten Beiträge thematisieren den Komplex der Lebenswissenschaften und deren teils implizite, teils explizite

Grenzziehungen zwischen menschlicher Natur und Kultur, die in der Praxis immer deutlicheren Auflösungsprozessen unterliegen. Dabei markiere die epistemische Grenze von Natur und Kultur ebenso eine Grenze der Disziplinen und ihrer Zugriffsbereiche. Wie die „Interaktionsprozesse zwischen Materialität und Sozialität in verschiedenen Forschungskontexten produziert werden“ (21) ist Gegenstand des Sammelbandes. Margarete Lock widmet sich in ihrem Beitrag dem Thema der Alzheimer-Forschung. In einem sozialhistorischen Rückblick veranschaulicht Lock die Herausbildung der zerebralen Deutung der Alzheimer-Erkrankung durch die Neurowissenschaften. Sie kritisiert diese Perspektive als reduktionistisch und führt die Stagnation der Alzheimer-Forschung auf die Unzulänglichkeiten einer rein molekularbiologischen Deutung zurück. Lock plädiert überzeugend für einen stärkeren Einbezug sozialer Kontexte und Umweltfaktoren in die Therapie (76) und damit für eine stärker individualisierte Medizin. Auch Christoph Kehl greift in seinem interessanten Beitrag die reduktionistische Wahrnehmung von Gedächtnisstörungen durch die Neurowissenschaften auf. An den Beispielen der Alzheimer-Erkrankung und der Posttraumatischen Belastungsstörung veranschaulicht Kehl die Karriere von Krankheitsdeutungen und -bedeutungen als eine Aushandlung von „Wahrheitsregimes“ (83) und verweist auf die soziale (genauer: wissenschaftliche) Konstruktion von biologischen Gedächtniskategorien. Harald Kliems beschäftigt sich ebenfalls mit Wandlungsprozessen von Krankheitskonzepten, allerdings anhand des Beispiels der Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS). In seinem informativen Beitrag „Vita Hyperactiva: ADHS als bio-soziales Phänomen“ greift Kliems das von Paul Rabinow formulierte Konzept der Biosozialität auf. Kliems stellt die Frage, ob eine ADHS-Therapie noch als eine Wiederherstellungsmaßnahme begriffen werden kann. Er kommt zu dem Schluss, dass das klassische Paradigma der Medizin („das Wiederherstellungsmodell“, 161) nicht ausreicht, um den Gebrauch von Psychopharmaka, wie dem zur ADHS-Therapie eingesetzten *Ritalin*, zu plausibilisieren. Weder kann das Pathologische, also die ADHS-Erkrankung, eindeutig definiert und diagnostiziert werden, noch handelt es sich bei der Therapie lediglich um eine Wiederherstellung von Normalität. Der durch die Medikamente hervorgerufene Zustand der kognitiven Leistungssteigerung kann in seiner Fremdartigkeit ebenso als „unnatürlich“ (163) wahrgenommen werden. Die Grenzen zwischen dem Natürlichen und dem Hergestellten lösen sich auf, „es bilden sich mannigfaltige Konfigurationen des Natürlich-Künstlichen oder Künstlich-Natürlichen heraus“ (163). Der Bezug zum Konzept der Biosozialität wird also in erster Linie über die Entgrenzung der Unterscheidung von Natur und Kultur, respektive der Unterscheidung von Normalität und Pathologie hergestellt. Wie in den Beiträgen von Kehl und Kliems gezeigt wird, bildet sich die epistemologische Unterscheidung von Natur und Kultur auch in der Unterscheidung von Krankheit und Gesundheit ab. Dies wird grade dann deutlich, wenn Krankheitskonzepte offensichtlich sozio-kulturellen Trends und hegemonialen Deutungsmustern unterliegen. Die Unterscheidung von Krankheit und Gesundheit steht auch dann zur Disposition, wenn wie im Falle der ADHS nicht mehr angemessen zwischen therapeutisch indizierten Wiederherstellungsmaßnahmen und Maßnahmen der gezielten Steigerung kognitiver Leistungsfähigkeit unterschieden werden kann.

Diese Problematik greift der Medizinethiker Matthias Kettner in seinem Herausgeberband „Wunscherfüllende Medizin. Ärztliche Behandlung im Dienst von Selbstverwirklichung und Lebensplanung“ auf. Anders als Niewöhner, Kehl und Beck, die die Praxen vieler verschiedener Bio- oder Lebenswissenschaften anvisieren, konzentrieren sich die Beiträge in Kettners Sammelwerk auf die

Medizin und die Entgrenzung ihres berufsethisch tradierten Heilauftrags. Das medizinische Wissen, traditionell an Krankheitsindikationen und kurative Zielsetzungen gebunden, öffnet sich zunehmend den gesellschaftlichen Wünschen nach Perfektionierung und Optimierung der menschlichen Natur. Der Band widmet sich verschiedenen Dimensionen und Problemfeldern der „Wunscherfüllenden Medizin“ und leistet damit einen wichtigen medizinthoretischen Beitrag zu einem analytisch noch weitgehend unterbelichtetem Phänomen. Durch die Analyse der Konflikte auf der Anbieterseite, wird ein notwendiger Schritt getan, um die international kontrovers geführte Debatte zur Legitimität medizinischen Enhancements um eine notwendige Dimension zu erweitern. Im Mittelpunkt der thematisch breit gefächerten Beiträge steht entsprechend das Spannungsverhältnis von ethischer Selbstbeschränkung des Standesberufes und den Ansprüchen der Abnehmer, die Medizin verstärkt als Erfüllungsgehilfin verstehen. Besonders problematisch erscheint in diesem Zusammenhang die Umgestaltung der Arzt-Patient-Beziehung zu einem Kunden-Dienstleister-Verhältnis. Darauf weisen sowohl Damm (183ff.) als auch Iris Junker und Matthias Kettner (56ff.) in ihren Beiträgen hin. So anschlussfähig das Modell der „Wunscherfüllenden Medizin“ im Allgemeinen und so informativ die einzelnen Beiträge im Speziellen sind, so bleibt die wichtige Frage nach dem Entstehungszusammenhang der Wünsche nach medizinischer Optimierung weitgehend unbeantwortet. Zwar deuten Kettner bzw. Junker / Kettner Perfektionierungswünsche mal als Antriebskräfte „der modernen Kontingenzkultur“ (18), mal als „uralten Wunsch“ (62), thematisieren dabei jedoch nicht, inwieweit sich die Medizin nicht nur als wunscherfüllende Dienstleistungsbranche, sondern auch als aktiv wunschgenerierende Akteurin präsentiert. Lediglich Rohde-Dachser (209ff.) liefert in ihrem Beitrag einen tiefenpsychologischen Erklärungsversuch für den Wunsch nach Schönheitsoperationen, in dem sie diese als „Form der narzisstischen Selbster-schaffung“ (219) oder als „Reinszenierung ödipaler Phantasien“ (ebd.) deutet. Dieser Erklärungsansatz verweist jedoch gleichsam auf das Erklärungsdefizit der Figur der „Wunscherfüllenden Medizin“. Die Annahme, die Wünsche nach Schönheit, Jugend und Leistungsfähig seien quasi ahistorische anthropologische Konstanten, wie es eine tiefenpsychologische Perspektive nahe legt, oder eben „kulturell interpretierte Bedürfnisse“ (Junker / Kettner: 67), bzw. „uralte Wünsche“, greifen zu kurz. Dass die Medizin auch als eine zentrale Triebkraft der Wunschgenese auftritt, ist eine Perspektive, die, insbesondere im Lichte aktueller Beiträge der Medikalisierungsforschung, zu ergänzen wäre. Der Sammelband und die Mehrzahl seiner Beiträge sind darüber hinaus äußerst lesenswert und liefern wichtige theoretische Ansätze zu Wandlungsprozessen des professionellen Selbstverständnisses der Medizin und Konfliktfeldern der medizinischen Praxis.

Die Arbeit am menschlichen Körper, so der den hier besprochenen Büchern zu entnehmende Topos, hat in den vergangenen Jahren wieder Fahrt aufgenommen. Diese Dynamik verschiebt nicht nur die Grenzen gesellschaftlicher Felder, Institutionen und Praxisbereiche und irritiert systemische Kommunikationsprozesse und die ihnen zugrundeliegenden Unterscheidungen, sie scheint auch neue Subjekte hervorzubringen, für die der Körper ein zentrales Moment der täglichen Identitätsarbeit wird.

#### Literatur

Mellor, Philip / Shilling, Chris (1997): *Re-forming the body: Religion, Community and Modernity*. London: Sage Publications.



## Evaluation im transdisziplinären Spannungsfeld

THOMAS WIDMER

GESA BIRNKRAUT, Evaluation im Kulturbetrieb. Wiesbaden: VS 2011, 128 S., br., 19,95 €

WOLFGANG BÖTTCHER / JAN NIKOLAS DICKE / NINA HOGREBE (Hrsg.), Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Steuerungsinstrumente zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Münster: Waxmann 2010, 400 S., br., 34,90 €

UDO KUCKARTZ / THOMAS EBERT / STEFAN RÄDIKER / CLAUS STEFER, Evaluation online. Internetgestützte Befragung in der Praxis. Wiesbaden: VS 2009, 128 S., br., 12,90 €

REINHARD STOCKMANN / WOLFGANG MEYER, Evaluation. Eine Einführung. Leverkusen: Barbara Budrich (UTB) 2010, 295 S., br., 19,90 €

### *1. Einleitung*

Vorliegende Sammelbesprechung befasst sich mit vier neueren Beiträgen zur deutschen Evaluationsliteratur. In ihrer Verschiedenartigkeit machen die Buchpublikationen die große Vielfalt der Evaluationsliteratur deutlich. Die Bücher werden aus der Perspektive der Evaluation diskutiert, auch wenn durchaus auch andere Perspektiven denkbar wären. Leitend für diese Besprechung soll demnach die Frage sein, welchen Beitrag die Publikationen zur Evaluationsfachlichkeit leisten. Was vorneweg festzustellen ist, sie tun dies je auf sehr spezifische Weise und – aber darauf komme ich später noch ausführlicher zu sprechen – mit unterschiedlichem Erfolg. Nach einigen Hinweisen zur Evaluationsliteratur im Allgemeinen, die der Verortung der zu besprechenden Buchpublikationen dienen sollen, erfolgt aber zuerst eine knappe Inhaltsumschreibung der vier Bücher.

Die Evaluationsliteratur hat sich in der letzten Dekade auch im deutschsprachigen Raum einen festen Platz in der sozialwissenschaftlichen Fachliteratur erarbeitet. Nachdem in den 1980er Jahren einige, noch ziemlich isolierte Publikationen erschienen waren, hat sich seit den 1990er Jahren eine wachsende Zahl von Autorinnen und Autoren in immer zahlreicher werdenden Beiträgen mit Evaluationsfragen auseinandergesetzt. Auch wenn weltweit betrachtet die nordamerikanischen Beiträge weiterhin überwiegen, haben sich deutschsprachige Publikationen inzwischen auch fest etabliert (Beywl / Widmer 2009). Die vier zu besprechenden Titel stellen dabei einen illustrativen Querschnitt durch das aktuelle Schaffen dar.

## 2. Die vier Bücher

(1) Das erste der vorzustellenden Bücher von Gesa Birnkraut (2011) mit dem Titel „Evaluation im Kulturbetrieb“ ist mit einem Umfang von nur 128 Seiten ein sehr knapp gefasster Text, der sich mit der ebenso spannungsgeladenen wie anforderungsreichen Frage der Evaluation im Kulturbetrieb befasst. Der Band ist Teil der von Andrea Hausmann herausgegebenen Reihe zu Kunst- und Kulturmanagement. Er verfolgt das Ziel, die Möglichkeiten und Grenzen der Evaluation im Kultursektor aufzuzeigen und nimmt eine stark praxisorientierte Perspektive ein. Nach einer Einleitung beschäftigt sich ein Kapitel mit definitivischen Fragen zur Evaluation. Das folgende dritte Kapitel befasst sich sodann mit Kulturförderung und Kulturpolitik sowie mit der Evaluation in diesem Kontext in Grossbritannien, in den Niederlanden und in der Schweiz. Anschließend an diesen internationalen Ausblick werden diese Themen für Deutschland abgedeckt, wobei auch die kommunale Ebene zur Sprache kommt. Im Anschluss daran folgen Kapitel zu verschiedenen Formen der Evaluation, zum Ablauf eines Evaluationsprojektes, zu Kennzahlen und Indikatoren sowie zu ausgewählten methodischen Instrumenten. Ein eigener Abschnitt stellt sodann einige Werkzeuge vor, die sich in der Praxis der Autorin als besonders hilfreich erwiesen haben. Nach einem kurzen Abschnitt zu Evaluationseffekten werden Empfehlungen zuhanden von kulturpolitischen Akteuren vorgelegt. Der Band wird abgeschlossen mit einer kommentierten Liste ausgewählter Handbücher sowie mit den einschlägigen Verzeichnissen.

Der pragmatische Zugang sowie die faszinierende Frage nach der Evaluation im kreativen Sektor gefallen an diesem Beitrag. Hingegen enttäuscht, dass der Band das Spannungsverhältnis zwischen der kreativen Kultur und der systematischen Evaluation nicht thematisiert. Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, dass zwischen der Evaluation von Kultur und der Evaluation von Kulturförderung nicht differenziert wird. Dies führt dazu, dass sich viele der praxisorientierten Hinweise in diesem Buch auch auf nicht profitorientierte Organisationen beispielsweise im Sozialbereich beziehen könnten. Die Besonderheiten des Kultursektors werden kaum herausgearbeitet. Ein zweiter Kritikpunkt betrifft die vielfach nicht mit dem evaluationsfachlichen Verständnis korrespondierenden Ausführungen. Die definitivischen und konzeptionellen Ausführungen sind öfters eher verwirrend denn klärend: Evaluation wird einmal als Methode, dann – auf der gleichen Seite – als Konzept bezeichnet (Birnkraut 2011: 18). Oder es wird die interne Evaluation mit der Eigenevaluation gleichgesetzt – Letzteres ein Begriff, der in der Evaluationsliteratur (im Gegensatz zum Begriff der Selbstevaluation) wenig gebräuchlich ist (Birnkraut 2011: 40f.). An anderer Stelle wird empfohlen, formative und summative Evaluation zu vermischen (Birnkraut 2011: 43). Auch die Ausführungen zum Concept Mapping nehmen die einschlägige Literatur nicht auf (Birnkraut 2011: 101; vgl. Trochim 1989). Neben diesen evaluationsfachlichen Punkten finden sich auch einige Ausführungen, die aus der Perspektive der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre kritisch zu würdigen sind. So werden bei geschlossenen Fragen schiefe Antwortskalen empfohlen (Birnkraut 2011: 74) oder geschlossene Fragen werden mit dichotomen Fragen gleichgesetzt (Birnkraut 2011: 73). Schließlich lassen sich vermutlich nicht nur Methodiker dadurch irritieren, dass die Autorin von „qualitativen Kennzahlen“ spricht (Birnkraut 2011: 68ff.). Als weiterer Kritikpunkt ist anzumerken, dass der Text vor Drucklegung eine redaktionelle Bereinigung benötigt hätte. So finden sich zahlreiche formale Unzulänglichkeiten, wie Tippfehler, unfertige Sätze sowie falsche Querverweise und Kopfzeilen.

(2) Das zweite hier zu besprechende Buch stellt einen Sammelband mit insgesamt 27 Einzelbeiträgen dar, der von Wolfgang Böttcher, Jan Nikolas Dicke und Nina Hogrebe, drei am Institut für Erziehungswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster tätigen Personen, unter dem Titel „Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Steuerungsinstrumente zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ herausgegeben wurde (Böttcher et al. 2010a). Es sind darin Beiträge versammelt, die sich aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln und anhand verschiedener Gegenstände dem Zusammenspiel von Evaluation, Bildung und Gesellschaft widmen. Das Spektrum des Bildungsverständnisses ist dabei weit und reicht von der Kindertagesstätte bis zur Hochschullehre. Hauptsächlich wird der deutschsprachige Raum abgedeckt, wobei sich im Sammelband auch ein US-amerikanischer und ein britischer Beitrag finden. Der Band ist in fünf Teile gegliedert: Nach einer Einleitung geht es um (1) *Probleme im Spannungsfeld von Evaluation, Bildung und Gesellschaft*, um die (2) *Wirkung von Bildungsprogrammen*, um die (3) *Wirkung von Steuerungsmodellen*, um die (4) *Wirkungen aus Sicht pädagogischer Einrichtungen* sowie um die (5) *Entwicklung bildungspolitischer Programme bzw. Modelle*. Jedoch erscheint die Zuordnung der einzelnen Beiträge zu einem der fünf Teile nicht immer zwingend. Die alle Beiträge verbindende Gemeinsamkeit besteht darin, dass sie sich alle in einer gewissen Weise mit Reflexion im Bildungssystem auseinandersetzen. Dies geschieht jedoch unter unterschiedlicher Referenzierung auf die Themenfelder ‚Evaluation‘ und ‚Gesellschaft‘ und – vor allem – mit sehr variabler Flughöhe. So stehen Artikel, die sich mit Systemfragen befassen, neben solchen, die sich stark fokussiert mit einem Einzelprojekt auseinandersetzen. Insgesamt betrachtet, zeigt der Band die grosse Vielfalt des Feldes auf und vermittelt interessante Einblicke in aktuelle Debatten im Bildungsbereich. Es fehlt hier der Platz, um auf alle 27 Beiträge im Detail einzugehen. Die nachfolgenden Ausführungen greifen deswegen einzelne Aspekte selektiv heraus.

Der Band befasst sich mit zahlreichen Instrumenten, die im Bildungsbe- reich zur Anwendung gelangen. Darunter fallen so unterschiedliche Zugänge wie die Inspektion, die Schulaufsicht, das Qualitätsmanagement, die Bildungsforschung etc. Auffällig – und verwirrend – ist, dass die Beiträge diese Instru- mente nicht systematisch unterscheiden und eine begriffliche Klärung fehlt. Gerade eine Gleichsetzung von Inspektion oder Audit einerseits und Evalua- tion andererseits ist aus meiner Sicht sehr problematisch. Hinsichtlich des Au- dit zeigt sich dies schon ganz zu Beginn (Böttcher et al. 2010b: 9), wo mit Be- zugnahme auf Michael Power eine Gleichsetzung von Evaluation und Audit vorgenommen wird. Nimmt man das Buch von Michael Power zur Hand, stellt man jedoch fest, dass Power eine deutliche Differenzierung zwischen Audit und Evaluation vornimmt, indem er beispielsweise schreibt: „Managerial impe- ratives began to displace both professional evaluative structures, such as peer review, and methods rooted in the social sciences. In comparison with evalua- tive practice, which often generates conflict and ambiguity, audit is attractive for its apparent objectivity“ (Power 1997: 115). Oder an anderer Stelle argu- mentiert Power (1997: 119): „In the audit society the power to define and insti- tutionalize auditable performance reduces evaluation to auditing.“ Zusammen- fassend lässt sich festhalten, dass der Sammelband mit diesen begrifflichen Unschärfen offensichtlich die im Feld ‚Bildung und Erziehung‘ bestehende Gemengelage repliziert. Ein Versuch zur Ordnung findet sich immerhin im betriebswirtschaftlich ausgerichteten Beitrag von Zalenska (2010).

Zweitens fällt bei den Beiträgen auf, dass sie die bestehende Evaluationsliteratur nur selektiv aufnehmen. Wo dies geschieht, überzeugen die Bezüge nicht immer. Exemplarisch sei dazu auf die Bezugnahme auf Michael Scriven hingewiesen. Scriven hat meines Wissens nie plädiert für eine „value-free evaluation“ (Mabry 2010: 22) oder gar eine „free-value-evaluation“ (Böttcher et al. 2010b: 10), sondern für eine „goal-free evaluation“ (Scriven 1973; 1991; 1998; vgl. Krathwohl 1980; Miller et al. 2005). Problematisch erscheint auch, wie das Prozess-Modell von Michael Q. Patton basierend auf der Darstellung von R. Burke Johnson (1998: 99; vgl. Patton 2008) dargelegt und gerade an jenen Punkten kritisiert wird, wo die Darlegung nicht originalgetreu erfolgt (Böttger-Beer et al. 2010: 321) oder wo das Konzept des „process use“ nicht wahrgenommen wird (Böttger-Beer et al. 2010: 329; vgl. Patton 2008: 108f.). Es fehlen auch Hinweise auf die Programmtheorie und ähnliche Konzepte, wie sie beispielsweise von Huey-tysh Chen vorgeschlagen wurden und welche – etwa mit der Unterscheidung in das „change model“ und das „action model“ (Chen 2005: 15–34) – die Überlegungen zu Wirkmodellen wesentlich hätten weiterbringen können. Ähnlich verhält es sich stellenweise auch in Bezug auf die Literatur zur Evidenzbasierung, ein Ansatz dem unterstellt wird, dass er das Professionswissen diskreditiere (Heinrich 2010: 53), obwohl die „evidence-based medicine“ im Gegenteil gerade von einer Integration oder einer Komplementarität von Professions- und Evidenzwissen ausgeht (Sackett et al. 1996; vgl. Widmer 2009: 355).

Interessant erscheint der Band aber besonders auch deshalb, weil er bisher in diesem Kontext wenig anzutreffende Konzepte einbringt, wie etwa das Advocacy Coalition Framework von Paul A. Sabatier und Kollegen (Sabatier / Weible 2007), das im Beitrag von Fischbach et al. (2010) einen zentralen Stellenwert erhält. Schliesslich erscheint auch der Artikel von Gert Biesta anregend, besonders auch wegen der Ausführungen zur Differenz zwischen einem managerialen und einem demokratischen Verständnis von Verantwortlichkeit („accountability“; Biesta 2010; vgl. auch Biesta 2004).

(3) Die dritte hier vorzustellende Publikation stammt von Udo Kuckartz, Thomas Ebert, Stefan Rädiker und Claus Stefer, die alle am Institut für Erziehungswissenschaft der Philipps-Universität Marburg tätig sind. Die Publikation mit dem Titel „Evaluation online. Internetgestützte Befragung in der Praxis“ ist ein mit 128 Seiten Umfang knapp gefasstes Lehrbuch, das sich mit dem Einsatz von Online-Instrumenten im Rahmen von Evaluationen befasst, wobei ein spezielles Augenmerk der Kombination quantitativer und qualitativer Erhebungen gilt. Man könnte also den Publikationstyp als fokussiertes Methodenlehrbuch bezeichnen. Der Aufbau des Bandes ist entsprechend ausgestaltet: Nach Vorwort und Einführung wird der Evaluationsprozess Schritt für Schritt dargelegt: die Evaluationsplanung, die inhaltliche Entwicklung des Erhebungsinstruments, die Online-Umsetzung des Fragebogens, die Stichprobenauswahl und die Durchführung der Erhebung, die Datenaufbereitung, die Datenexploration, die vertiefende Analyse, die Analyse von Zusammenhängen sowie die Berichterstattung. Eine methodische Würdigung sowie ein Serviceteil mit Ressourcenhinweisen sowie das Literaturverzeichnis schließen den Band ab.

Der Band schließt in gewisser Weise an den von der Art her ähnlich ausgerichteten Band „Qualitative Evaluation“ an (Kuckartz et al. 2008), der es sich zum Ziel gesetzt hat, einen pragmatischen Zugang zur Anwendung qualitativer Instrumente im mit restriktiven zeitlichen und finanziellen Rahmenbedingungen versehenen Kontext der Evaluationspraxis aufzuzeigen. Der vorliegende Band verfolgt nun das Ziel, für die Evaluationspraxis praktikable Wege zum Einsatz von Online-Befragungstechniken darzustellen und namentlich

auch aufzuzeigen, wie quantitative und qualitative Elemente in diesem Kontext in einem ‚mixed methods design‘ kombiniert werden können. Dieses Ziel erreicht das Buch: Es wird auf nachvollziehbare Weise Schritt für Schritt dargelegt und an einem Beispiel aus der Hochschullehre illustriert, wie ein solches Vorhaben realisiert werden kann. Das gewählte Vorgehen nimmt in Kauf, dass es zu gewissen Verkürzungen kommt und dass verschiedene Fragen nicht in ihrer vollen Breite und Tiefe behandelt werden können. Einige Kenntnisse zur empirischen Sozialforschung werden stillschweigend vorausgesetzt, andere Themen schlicht weggelassen. Dieser Mut zur Lücke macht aber auch eine wesentliche Stärke des Texts aus. Die Anbindung des Buchs an die Evaluationsliteratur gelingt recht gut, auch wenn die gebotene Kürze auch hier zu Abstrichen führen muss und der Evaluationsbezug für den Rest des Textes nicht als wirklich zwingend erscheint. Da das Buch recht techniknah ausgerichtet ist, teilt es das Schicksal der kurzen Halbwertszeit mit vergleichbaren Publikationen: Wegen des gerade im Online-Bereich ausgesprochen dynamischen technologischen Wandels besteht die Gefahr, dass einige der Ausführungen bald nicht mehr dem aktuellen Stand entsprechen werden. Der gewählte pragmatische Zugang bringt es mit sich, dass der Rezensent veranlasst ist, das Fehlen der einen oder anderen Thematik zu monieren. Jenseits davon ist auf der inhaltlichen Ebene gerade in zwei Punkten Kritik anzumelden. Etwas störend wirkt erstens der Umstand der relativ starken Kopplung des Textes mit ausgewählten Software-Produkten wie LimeSurvey und MAXQDA. Zweitens konnte die folgende Argumentation nicht überzeugen: „Online-Erhebungen haben den Vorteil, dass der Erhebungsaufwand nicht mit der Stichprobengröße korreliert. So werden also ohne finanziellen Mehraufwand größere Stichproben ermöglicht“ (Kuckartz et al. 2009: 53). Dies mag bei einer engen Betrachtungsweise zutreffen, ist aber wohl nicht angemessen, wenn man die bei Teilnehmenden entstehenden Aufwendungen mitberücksichtigt. Auch wenn diese Kosten oft extern anfallen, sind sie mit in die Überlegungen einzubeziehen (vgl. Widmer 1996: 21; DeGEval 2002: 27).

(4) Das vierte Buch, das Gegenstand dieser Sammelbesprechung ist, ist die von Reinhard Stockmann und Wolfgang Meyer verfasste Einführung „Evaluation“. Die beiden Autoren sind am Centrum für Evaluation (CEval) an der Universität des Saarlandes tätig. Es handelt sich bei dem Text um einen knapp 300-seitigen Einführungstext im klassischen Sinne, der sich gleichermaßen für Studierende und Praktiker zur Einführung eignen soll. Er ist wie folgt aufgebaut: Nach einer Einleitung wird im Kapitel „Rolle der Evaluation in der Gesellschaft“ die Evaluation im Kontext der modernen Gesellschaft verortet. Das Kapitel „Wissenschaftsbasierte Evaluation“ befasst sich erstens mit dem Verhältnis von Evaluation und Wissenschaft, zweitens mit konzeptionellen Grundlagen der Evaluation und stellt drittens einen von Stockmann entwickelten Evaluationsansatz vor. Das Kapitel „Evaluationsansätze und ihre theoretischen Grundlagen“ dreht sich um vier Klassifikationen (als „Modelle“ bezeichnet) zur Systematisierung der zahlreichen, in der vornehmlich US-amerikanischen Evaluationsliteratur entwickelten Evaluationsansätze (vgl. dazu auch die Typologie in Beywl 1988: 44–89). Die Kapitel „Evaluationsprozess“ und „Informationssammlung und -bewertung“ legen den Ablauf einer Evaluation dar, wobei sich das erste Kapitel dem Prozess als Ganzes widmet und auch Fragen zur Evaluationsnutzung und Evaluationsqualität abdeckt, während es im zweiten stärker um methodisch-analytische Fragen geht. Abgeschlossen wird der Band mit einem Kapitel zum Evaluationsumfeld, namentlich Öffentlichkeit, Organisationen und „Stakeholder“.

Das Einführungsbuch erfüllt die Erwartungen, die an ein solches Leseangebot üblicherweise gestellt werden. Die Ausführungen sind anschlussfähig ausgestaltet und legen die Materie in angemessener Breite und Tiefe dar. Der Band zeugt von einer hohen Fachexpertise der Autoren. Die bestehende Literatur ist aufgearbeitet und integriert. Es handelt sich um eine ausgewogene Darstellung, die auch durchaus kritische Überlegungen umfasst. Nicht zuletzt ist das Buch auch eine lehrreiche Lektüre. Man kann also sehr wohl von einem gelungenen und empfehlenswerten Einführungsbuch zur Evaluation sprechen, auch wenn punktuell abweichende Konzipierungen anzutreffen sind – so etwa bei der Verwerfung der taktischen Funktionalität der Evaluation als pathologische Erscheinung (Stockmann / Meyer 2009: 75).

In einigen wenigen Punkten wären aber durchaus noch Verbesserungen möglich:

- *Autorenschaft*: Die verschiedenen Kapitel des Buchs sind mit wechselnder Autorenschaft bezeichnet, einmal „Stockmann“, einmal „Meyer“, andernorts auch „Meyer und Stockmann“. Der Gesamtband wird mit der Autorenschaft Stockmann und Meyer bezeichnet. Dies mag zwar vordergründig etwas formalistisch erscheinen, hinterlässt aber gleichwohl Unklarheiten: Wer trägt nun die Verantwortung für den Text? Sind es die beiden Autoren gemeinsam? Oder je nach Kapitel die jeweils zeichnenden Autoren? Hier wäre eine Klärung hilfreich. Nicht zuletzt auch deswegen, weil es die korrekte Zitierung erleichtern würde.<sup>1</sup>
- *Struktur des Bandes*: Das abschließende Kapitel zum Evaluationsumfeld überzeugt in der jetzigen Form noch nicht. Einerseits handelt es sich um Ausführungen, deren Relevanz nicht immer ganz klar ist und wo auch ein roter Faden vermisst wird. Andererseits eignen sich diese Ausführungen auch nicht als abschließendes Kapitel eines solchen Lehrbuchs. Hier wären ein übergreifendes Fazit, eine Diskussion aktueller Debatten und/oder ein Ausblick auf weiterführende Literatur passender. In der jetzigen Form verbleibt der Eindruck eines losen Endes.
- *Evaluationsansätze*: Bei der Darlegung der unterschiedlichen Evaluationsansätze (Stockmann / Meyer 2009: 101–157) vermisst man die britischen Beiträge. So fehlt der von Barry MacDonald vorgeschlagene Ansatz der ‚Democratic evaluation‘ (MacDonald 1976; 1993; vgl. Greene 2006: 119–122), ebenso wie die ‚Realistic evaluation‘ von Ray Pawson und Nick Tilley (Pawson / Tilley 1997).
- *Literatur zur Evaluationsnutzung*: Im Gegensatz zu anderen Teilen des Buchs ist der Abschnitt zur Evaluationsnutzung (Stockmann / Meyer 2009: 179ff.) nur sehr dürftig mit Literatur fundiert. Dies ist besonders auffällig, weil die (mangelnde) Nutzung von Evaluationen eines der zentralen Forschungsthemen der Evaluationsdebatte darstellt (siehe exemplarisch Weiss 1977; Weiss / Bucuvalas 1980; Stamm 2003; Widmer / Neuenschwander 2004; Balthasar 2007). In diesem Zusammenhang vermisst werden auch die neueren Beiträge zu einer ‚Theory of influence‘ (Kirkhart 2000; Henry / Mark 2003). Diese selektive Wahrnehmung scheint durch die Aussage bestätigt, dass sich die Literatur bisher kaum zum Evaluationsumfeld äußere (Stockmann / Meyer 2009: 255).
- *Formativ und emergent*: Im Buch wird verschiedentlich die Auffassung vertreten, dass eine formative Evaluationsausrichtung mit einem emergenten Evaluationsdesign einhergehe (Stockmann / Meyer 159; 206). Dieser Auffassung kann nicht gefolgt werden.

- *Verbindlichkeit von Evaluationsstandards*: Stockmann und Meyer (2009: 185) schreiben, dass die Standards des Joint Committee on Standards for Educational Evaluation (2006) einen höheren Verbindlichkeitsgrad aufweisen würden als jene der Deutschen Gesellschaft für Evaluation (DeGEval 2002). Diese Aussage ist unzutreffend (Widmer 2004: 37f.).

Trotz dieser punktuellen Schwachpunkte überzeugt aber der Band durchaus. Stockmann und Meyer haben einen gelungenen Beitrag zur Bereicherung der deutschsprachigen Evaluationsliteratur vorgelegt.

### 3. Vergleich und Fazit

Mit den vorgestellten Büchern liegen in verschiedenster Hinsicht vier sehr unterschiedliche Beiträge vor. Neben den formalen Unterschieden wie der Autorenschaft (Einzelautorin – Autorenpaar – Autorengruppe – Sammelband) oder dem Umfang (128 bis 400 Seiten) fallen vor allem die diametral entgegengesetzten Perspektiven auf, mit denen sich die vier Bücher der Thematik annähern:

- Der Beitrag Birnkraut (2011) zeichnet sich dadurch aus, dass die primäre Perspektive jene des Kulturmanagements und des Kultursektors ist. Elemente der Evaluationsfachlichkeit erhalten demgegenüber einen geringen Stellenwert. Eine erhebliche Distanz zur Evaluationsliteratur ist deutlich erkennbar. Die fachliche Basis im kulturellen Sektor ist vergleichsweise schwach entwickelt. Der Zugang des Beitrags ist zudem stark pragmatisch ausgerichtet. Weiter handelt es sich um ein Buch aus einer Feder, weshalb der Text recht homogen ausfällt.
- Der Beitrag Böttcher et al. (2010a) ist gerade was die interne Homogenität betrifft, als Sammelband mit sehr heterogenen Beiträgen, das pure Gegenteil. Die Unterschiede zwischen den Beiträgen sind erheblich. Dies gilt namentlich auch für den Grad, wie weit die Evaluationsfachlichkeit Eingang in die Beiträge findet. Stark präsent sind bei allen Beiträgen im Sammelband die fachlichen Grundlagen aus Bildung und Erziehung. Der Herausgeberband ist damit auch stark feldorientiert. Das Buch als Ganzes ist weniger pragmatisch als eher wissenschaftlich ausgerichtet.
- Der Band Kuckartz et al. (2009) orientiert sich in erster Linie an der Methodenlehre der empirischen Sozialforschung im Evaluationskontext. Auch dieser Beitrag ist – wie jener von Birnkraut – intern recht homogen ausgefallen, auch wenn hier ein Autorenteam am Werk war. Jedenfalls ist weder stilistisch noch inhaltlich erkennbar, dass die Autorenschaft zwischen den Beiträgen variieren könnte. Die Orientierung ist bei diesem Text wiederum eher pragmatisch denn wissenschaftlich-akademisch. Die Vermittlung von Praxiswissen steht im Zentrum. Eine Feldorientierung ist kaum präsent, der Anwendungsfall Hochschullehre hat illustrativen Charakter. Die querschnittsorientierte, methodische und evaluationsfachliche Perspektive ist zentral. Die Evaluations- und Methodenliteratur erhält einen bedeutenden Stellenwert.
- Das Buch von Stockmann und Meyer (2009) stellt als Bezugsrahmen mit aller Deutlichkeit die Evaluationsfachlichkeit ins Zentrum und baut auf der Evaluationsliteratur auf – und zwar ausgeprägter als dies bei Kuckartz et al. der Fall ist, wo methodische Grundlagen noch stärkeres Gewicht erhalten. Auch wenn praxisorientierte Überlegungen durchaus auch in diesem Text präsent sind, ist aber der Bezug zur Wissenschaftlichkeit doch stärker ausgeprägt. Der Band macht grundsätzlich den Eindruck aus einem Guss zu sein, auch wenn die Kapitel mit wechselnden Autorenschaften ausgewiesen werden.

Zusammengefasst lassen sich die vier Beiträge grob wie in der tabellari-  
schen Übersicht dargestellt charakterisieren:

	<i>pragmatisch</i>	<i>wissenschaftlich</i>
<i>feldfachlich</i>	Birnkraut	Böttcher et al.
<i>evaluationsfachlich</i>	Kuckartz et al.	Stockmann und Meyer

Neben diesen Bemerkungen zur generellen Ausrichtung der vier Beiträge sind bei der Lektüre bei je mehr als einem der Texte noch folgende drei Punkte aufgefallen:

- *Abgrenzung der Evaluation von anderen Instrumenten*: Während die evaluationsfachlich ausgerichteten Beiträge dies durchaus tun, unterlassen es die feldfachlich orientierten Bücher die Evaluation von anderen Zugängen abzugrenzen. In Böttcher et al. (2010a) herrscht eine begriffliche Gemengelage vor, häufig zwischen den Beiträgen, teilweise aber auch innerhalb eines Beitrags. Bei Birnkraut (2011) ist zwar die Vielfalt etwas eingeschränkter, die begrifflich-konzeptionelle Klarheit wird aber auch hier vermisst. Es wird weitgehend versäumt darzulegen, worin sich Evaluation von Aufsicht, Inspektion, Qualitätsmanagement, Kontrolle, Prüfung, Audit, Monitoring etc. unterscheidet. Aus meiner Sicht wäre dies aber für eine weiterführende Diskussion erforderlich.
- *Erfolgsverständnis*: In den Beiträgen tritt an einzelnen Stellen ein problematisches Verständnis davon auf, was unter einer erfolgreichen Evaluation zu verstehen ist. Einmal wird impliziert, dass eine ‚gewonnene‘ Volksabstimmung ein Indikator für eine erfolgreiche Evaluation sei (Frais 2010). An anderer Stelle wird analog wie folgt argumentiert: „Hierbei handelt es sich um ein erfolgreiches Beispiel, da die Politik und die Behörde der Expertenevaluation gefolgt [sind] und trotz finanziell schwieriger Lage die Mittel erhöht [haben].“ (Birnkraut 2011: 35). Es wäre gerade im Kontext der Evaluationsdiskussion wünschbar, dass der Erfolg von Evaluationen in reflektierterer Form beurteilt würde.
- *Wahrnehmung der Schweiz*: An zwei Stellen (Böttcher et al. 2010b: 12; Stockmann / Meyer 2009: 149–151) wird Bezug genommen auf die Schweiz, genauer auf das schweizerische Bildungssystem. Dies erfolgt aber in einer Weise, dass sich eine Bemerkung dazu aufdrängt: Es ist unangemessen davon auszugehen, dass Aussagen zur Situation in einem Kanton oder gar in einer Gemeinde auf die Schweiz übertragen werden könnten. Dies gilt sowohl für die Haltung zu Tagesschulen in Horgen (ZH) (Böttcher et al. 2010b: 12; vgl. Frais 2010) wie auch für den Zustand der Schulevaluation in der Schweiz. Stockmann und Meyer schreiben: „Da aufgrund der Länderhoheit im Bildungswesen die Implementationsformen in Deutschland sehr unterschiedlich sind, soll hier als Beispiel kurz auf die neuesten Entwicklungen in der (deutschsprachigen) Schweiz eingegangen werden“ (Stockmann / Meyer 2009: 149; Hervorhebung im Original).

Die vier hier besprochenen Bücher zeigen die grosse Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Beiträgen auf, die sich mit Evaluationsfragen auseinandersetzen. Es zeigen sich die typischen Dilemmata, mit denen Diskurse in Transdisziplinen (vgl. Scriven 1993: 9; 2008) stets konfrontiert sind. Diese Sammelbesprechung hatte nicht zuletzt das Ziel, auf diese Spannungsverhältnisse zu verweisen.

## Anmerkung

- <sup>1</sup> Ich gehe im Folgenden davon aus, dass die beiden Autoren das gesamte Buch gemeinsam verantworten und zitiere deswegen aus dem ganzen Buch mit Stockmann/Meyer 2009.

## Literatur

- Balthasar, Andreas (2007): Institutionelle Verankerung und Verwendung von Evaluationen. Zürich: Rüegger.
- Beywl, Wolfgang (1988): Zur Weiterentwicklung der Evaluationsmethodologie. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Beywl, Wolfgang / Widmer, Thomas (2009): Evaluation in Expansion: Ausgangslage für den intersektoralen Dreiländer-Vergleich. In: Widmer, Thomas / Beywl, Wolfgang / Fabian, Carlo (Hrsg.): Evaluation. Ein systematisches Handbuch. Wiesbaden: VS Verlag, S. 13–23.
- Biesta, Gert (2010): Valuing what we measure or measuring what we value? On the need to engage with the question of purpose in educational evaluation, assessment, and measurement. In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Münster: Waxmann, S. 35–46.
- Biesta, Gert J.J. (2004): Education, accountability, and the ethical demand: Can the democratic potential of accountability be regained. In: *Educational Theory* 54(3), S. 233–250.
- Birnkraut, Gesa (2011): Evaluation im Kulturbetrieb. Wiesbaden: VS Verlag.
- Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.) (2010a): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Steuerungsinstrumente zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Münster: Waxmann.
- Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (2010b): Einleitung. In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Münster: Waxmann, S. 9–16.
- Böttger-Beer, Manuela / Vaccaro, Didier / Koch, Erik (2010): Wirkmodell zur externen Evaluation. In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Münster: Waxmann, S. 319–335.
- Deutsche Gesellschaft für Evaluation (Hrsg.) (2002): Standards für Evaluation. Köln: DeGEval.
- Fischbach, Robert / Bormann, Inka / Krikser, Thomas (2010): Akteure des Innovationstransfers. Eine Betrachtung aus der Perspektive des Advocacy Coalition Framework. In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Münster: Waxmann, S. 381–394.
- Frais, Michael (2010): Evaluation von Tagesschulen im Kanton Zürich. Evaluationen als Entscheidungsgrundlage in der lokalen Bildungspolitik. In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Münster: Waxmann, S. 81–87.
- Greene, Jennifer C. (2006): Evaluation, democracy, and social change. In: Shaw, Ian F. / Greene, Jennifer C./Mark, Melvin M. (Hrsg.): Handbook of evaluation. London: Sage, S. 118–140.
- Heinrich, Martin (2010): Bildungsgerechtigkeit durch Evidence-based-Policy? In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas/Hogrebe, Nina (Hrsg.): Evaluation, Bildung und Gesellschaft. Münster: Waxmann, S. 47–68.
- Henry, Gary T. / Mark, Melvin M. (2003): Beyond use: Understanding evaluation's influence on attitudes and actions. *American Journal of Evaluation* 24(3), S. 293–314.
- Johnson, R. Burke (1998): Toward a theoretical model of evaluation utilization. *Evaluation and Program Planning* 21(1), S. 93–110.
- Joint Committee on Standards for Educational Evaluation (Hrsg.) (2006): Handbuch der Evaluationsstandards. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kirkhart, Karen E. (2000): Reconceptualizing evaluation use: An integrated theory of influence. *New Directions for Evaluation* 88, S. 5–23.

- Krathwohl, David R.* (1980): The myth of value-free evaluation. *Educational Evaluation and Policy Analysis* 2(1), S. 37–45.
- Kuckartz, Udo / Dresing, Thorsten/Rädiker, Stefan/Stefer, Claus* (2008): *Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kuckartz, Udo / Ebert, Thomas/Rädiker, Stefan/Stefer, Claus* (2009): *Evaluation online. Internetgestützte Befragung in der Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mabry, Linda* (2010): The responsibility of evaluation. In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): *Evaluation, Bildung und Gesellschaft*. Münster: Waxmann, S. 17–33.
- MacDonald, Barry* (1976): Evaluation and the control of education. In: Tawney, David (Hrsg.): *Curriculum evaluation today*. London: MacMilland Education, S. 125–136.
- MacDonald, Barry* (1993): A political classification of evaluation studies in education. In: Hammersley, Martyn (ed.): *Social research*. London: Sage, S. 105–108.
- Miller, Robin / King, Jean / Mark, Melvin / Stockdill, Stacey H.* (2005): The oral history of evaluation, part 3. The professional evolution of Michael Scriven. *American Journal of Evaluation* 26(3), S. 378–388.
- Patton, Michael Q.* (2008): *Utilization-focused evaluation*. 4<sup>th</sup> ed. Thousand Oaks: Sage.
- Pawson, Ray / Tilley, Nick* (1997): *Realistic evaluation*. London: Sage.
- Power, Michael* (1997): *The audit society. Rituals of verification*. Oxford: Oxford University Press.
- Sabatier, Paul A. / Weible, Christopher M.* (2007): The advocacy coalition framework: Innovations and clarifications. In: Sabatier, Paul A. (Hrsg.): *Theories of the policy process*. Boulder: Westview Press, S. 189–220.
- Sackett, David L. / Rosenberg, William M.C./Gray, J.A. Muir / Haynes, R. Brian / Richardson, W. Scott* (1996): Evidence based medicine: what it is and what it isn't. *British Medical Journal* 312(7023), S. 71–72.
- Scriven, Michael* (1973): Goal-free evaluation. In: House, Ernest R. (ed.): *School evaluation. The politics and process*. Berkeley: McCutchan, S. 319–328.
- Scriven, Michael* (1991): Prose and cons about goal-free evaluation. *Evaluation Practice* 12(1), S. 55–62.
- Scriven, Michael* (1993): The nature of evaluation. In: *New Directions for Program Evaluation* 58, S. 5–48.
- Scriven, Michael* (2008): The Concept of a Transdiscipline: And of Evaluation as a Transdiscipline. In: *Journal of MultiDisciplinary Evaluation* 5(10), S. 65–66.
- Stamm, Margrit* (2003): *Evaluation und ihre Folgen für die Bildung*. Münster: Waxmann.
- Stockmann, Reinhard/Meyer, Wolfgang* (2010): *Evaluation. Eine Einführung*. UTB 8337. Opladen: Barbara Budrich.
- Trochim, William M.K.* (1989): An introduction to concept mapping for planning and evaluation. In: *Evaluation and Program Planning* 12(1), S. 1–16.
- Weiss, Carol H.* (1977): Research for policy's sake. The enlightenment function of social science research. In: *Policy Analysis* 3(4), S. 531–545.
- Weiss, Carol H. / Bucuvalas, Michael J.* (1980): *Social science research and decision-making*. New York: Columbia University Press.
- Widmer, Thomas* (1996): *Meta-Evaluation. Kriterien zur Bewertung von Evaluationen*. Bern: Haupt.
- Widmer, Thomas* (2004): The development and status of evaluation standards in Western Europe. In: *New Directions for Evaluation* 104, S. 31–42.
- Widmer, Thomas* (2009): The contribution of evidence-based policy to the output-oriented legitimacy of the state. In: *Evidence & Policy* 5(4), S. 351–372.
- Widmer, Thomas / Neuenschwander, Peter* (2004): Embedding evaluation in the Swiss federal administration. Purpose, institutional design and utilization. In: *Evaluation* 10(4), S. 388–409.
- Zalenska, Lesya* (2010): Betriebliche Weiterbildung – Inflation der Evaluation? Was rettet die Evaluation vor Inflation im Rahmen der betrieblichen Weiterbildung: Qualitätsmanagement oder Bildungscontrolling? In: Böttcher, Wolfgang / Dicke, Jan Nikolas / Hogrebe, Nina (Hrsg.): *Evaluation, Bildung und Gesellschaft*. Münster: Waxmann, S. 367–380.